Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 23 Marburg i. H., den 3. Juni **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Segen der Fürbitte — Lissabon und Messina — Brauchen wir die Kirche? 2. Die Landeskirche — Christlicher Sozialismus einst und jetzt — Der Nationale Kongreß religiös Liberaler in Philadelphia — Ssanin. Roman von Artzibaschew — Verschiedenes: Frei und gewiß im Glauben (Köhler); Weltpolitik, Kolonialpolitik, Missionspolitik, Nationalpolitik und Friedenspolitik (Barth, Christ-Socin, Schmidt, Rohrbach, Anz, Wenzel, Bornemann, Rade, Weinel, Umfrid u. A.); Uebersichtskarte der Evangelischen Kirche A. und H. B. in Oesterreich — Anzeigen

Der Segen der Fürbitte

Dürfen wir noch einmal vom Gebet sprechen? Es ist ja Seele und Herz des Glaubens, wovon wir reden; und wir dürfen nicht müde werden, in sein Verständnis immer tiefer einzudringen, um es immer besser üben zu können.

Wenn das Gebet nicht für Gott nötig ist, sondern nur für uns, wenn es uns nicht zu äußeren Gaben verhilft, sondern zum Glauben des Herzens, zu Vertrauen und Gehorsam gegen Gott: welchen Sinn hat dann unsere Fürbitte, unser Gebet für Andere? Ist es nicht gedankenlos, ja unrecht, daß wir für Andere zu Gott beten?

Ja wenn wir meinten, unser Gebet wirke auf die Andern so wie ein elektrischer Strom, so wie ein Funkenspruch, der auch von einer fremden Station aufgefangen wird — dann sänke unser Beten vom Sittlichen zum Naturhaften herunter, dann käme es an die Grenze, wenn nicht ins Gebiet des Magischen und Zauberhaften. Oder wenn wir meinten, es übe eine Wirkung auf Gott, so daß er um unseres Betens willen an den Andern täte, was sonst unterblieben wäre — dann wäre es, recht durchgedacht, ein Frevel: ein fremdes Schicksal, die Seele eines Andern soll abhängen nicht von seinem Wollen und Mühen, aber auch nicht von Gottes Macht, Weisheit und Gnade, sondern von unserer Torheit und Ohnmacht — ein furchtbarer, ein lästerlicher Gedanke!

Aber was dann? Wenn unser Gebet weder unmittelbar auf den Andern, noch durch Gott für ihn wirkt? Was sollen wir dann als Sinn der Fürbitte angeben, womit sollen wir ihre Uebung rechtfertigen?

Nun zuerst sagen wir dies: ist es nicht oft so, daß fremde Leiden uns wie eigene bedrücken, zu eigenen Sorgen geworden sind? Dann liegt uns auch die Aufgabe ob, diese Leiden und Sorgen innerlich zu überwinden, indem wir Gottes Willen in ihnen erkennen und diesem Gotteswillen uns gläubig unterwerfen. Und solcher Glaube, wir haben es schon gesagt, lernt sich nur im Beten, dieses Mal im Fürbitten. Solch eine Fürbitte macht unser wildes, tobendes, unser verzagtes, verzweifeltes Herz stille und stark und — dadurch geschickt zum Helfen und Handeln.

Damit aber sagen wir schon das Zweite und Höhere. Unser Glaube soll doch nicht nur Ergebung in Gottes Willen, sondern auch Handeln mit und nach Gottes Willen sein, nicht nur Gehorsam, sondern auch Tat, eine aus Gehorsam entspringende Tat. Wie könnten solche helfende, nach Gottes Sinn helfende Taten in unserm Herzen besser, anders entstehen als aus fürbittendem Gebet? O du Lieber, der du noch zweifelst, noch nicht recht zu verstehen meinst — bist du einmal in tiefer dunkler Seelennot gewesen: der ganze Himmel dunkel und kein Stern, der durch die schwarzen Wolken drang. Da hat Freundes Hand dich gefaßt und gerettet. Was ist es denn gewesen, das dich gerettet hat? Vielleicht weißt du es selber kaum: darf ich dir mit Worten sagen, was dein Herz empfunden hat? Gerettet hat dich dies, daß du merktest: es lebt ein Mensch, dem bin ich so lieb und teuer, daß er meinetwegen täglich seine Kniee beugt, täglich meinen Namen nennt vor dem Allerheiligsten, täglich sein Bestes vor Gottes Thron für mich opfert. Als du das erfuhrst, faßtest du neuen Glauben, und deine Seele war gerettet.

Aber heute, du Lieber, wo das weit zurückliegt, wo du ruhig denken kannst, heute frage ich dich noch ein Anderes: du hast an deinem Freunde nicht nur Treue und Geduld erlebt, sondern auch unbedingte, ungeschminkte Offenheit; er war nicht nur dein Trost, er war auch dein Gewissen. Und du hast zuweilen schon gemeint, daß diese zweite Kraft die beste, die Krone in der Freundschaft sei. Nun frage dich, woher sie stammt, und sag dir selber: aus Gebet.

Sollte die Fürbitte wirklich sinnlos und nutzlos sein? Wenn wir für Andere leben wollen, und das heißt: wenn wir ein reiches schönes Leben haben wollen, so müssen wir auch für Andere beten. Beten heißt: Kraft schöpfen aus Gott, zum Gehorsam und zum Handeln, Kraft für uns und für die Andern.

H. S.

Lissabon und Messina

Alle Frömmigkeit ist Erbgut. Selbst in ihren bizarrsten Formen weist sie uns in die Vergangenheit. Fäden spinnen sich von der Menschheit, die an den Wassern Babels wohnte, bis zu uns. Dieselbe Frömmigkeit ist doch auch ganz Gegenwart. Was *heute* ist, läßt mich nicht los. Diese greifbare und sichtbare Wirklichkeit um mich her rüttelt das Innerste meiner Seele auf. Spannungen entstehen, Lichtfunken sprühen, Wärmegefühle werden ausgelöst, Kraftquellen tun sich auf: das ist Frömmigkeit! Insofern stehen wir in der Tat in einer Zeit gesteigerter Religiosität. Uebermächtig dringt die Wirklichkeit auf uns alle ein. Schaute sie dich nicht erst heute wieder aus deiner Zeitung so kraus und düster an? Demütigte sie nicht deinen Stolz? Ging sie nicht so verächtlich über dich weg? Mag sein, daß dieser tägliche Nachrichtendienst auch in der entgegengesetzten Richtung wirkt. Ohne „holden Leichtsinn“ hält Keiner mehr die zahllosen Mord- und Unglücksberichte aus. Gleichwohl kommt es immer wieder über uns, was Goethe einmal drastisch ausspricht:

> Die Welt ist nicht aus Mus und Brei geschaffen,
> Drum haltet euch nicht wie Schlaraffen!
> Harte Bissen gibt es zu kauen,
> Wir müssen erwürgen oder verdauen!

Damit ist im Grunde schon gesagt, wie der Mensch von heute mit einer der entsetzlichsten Wirklichkeiten, Messina genannt, fertig wird. Nicht gedankenmäßig, nur *auf dem Weg der Kraft!* Immerhin, Kräfte und Gedanken stehen auch hier in

Wechselwirkung. Sie lassen sich überhaupt nicht so leicht auseinanderreißen, wie mancher meint. Wer sich in seinen Gedanken verrennt, lähmt sicher auch seine Kraft. So lohnt es sich doch, einmal festzustellen, über welchen Gedankenvorrat unsre Zeit angesichts jener Katastrophe verfügt. Es lohnt sich umsomehr, als uns eine historische Beleuchtung der Situation möglich ist. Vor Messina Lissabon: wie kamen die Menschen vor 150 Jahren mit ihrem Gottesglauben zurecht? Wie stellen wir uns im Vergleich zu ihnen zu dem Problem?*)

Lissabon

So ganz unvorbereitet traf das Erdbeben vom 1. November 1755 denn doch nicht die Welt. Goethe spricht zwar in der bekannten Schilderung jener Katastrophe (Dichtung und Wahrheit, 1. Buch) von dem ungeheuren Schrecken, den das Unglück über „die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt“ verbreitet. Sicher trifft das auf die große Menge zu. Der brave deutsche Bürger hatte bis dahin eines unverwüstlichen Optimismus gelebt. Von England herüber klang ihm das Lied von der herrlichen Harmonie der Natur. „Uebel“ gibt es nicht in ihr. Was man so nennt, ist der am Einzelnen haftende Schein. Für eine auf das Ganze gerichtete Betrachtung lösen sich alle Dissonanzen in Harmonie, alle Schatten in Licht auf. Die Natur trägt überall die Züge des Künstlers an sich, der mit höchster Feinfühligkeit die Liebenswürdigkeit seines Wesens im Reiz der Erscheinungen entfaltet.

Gleichwohl drang der englische Philosoph mit seinem ästhetischen Enthusiasmus in unserm Vaterland nicht völlig durch. Deutsches Denken grub auch an diesem Punkte wieder einmal tiefer. Etwa gleichzeitig mit Shaftesbury mühte sich Leibniz um dasselbe Problem. Auch er arbeitet hier und da mit der von den griechischen Denkern übernommenen Vorstellung von der Welt als einem Kunstwerk. Wie sich durch Kopernikus unser Sonnensystem aus einem Chaos in Ordnung verwandelt hat, weil er von der Sonne her das All verstand, so wird auch die Philosophie das Universum in ein Reich der Vernunft wandeln, wenn sie nur lernt, „das Auge in die Sonne zu stellen.“ Dann aber geht er doch ernstlich auf das Geheimnis des Uebels ein. So wenig ist es ihm bloßer Schein, daß er in ihm vielmehr eine moralische und metaphysische Notwendigkeit sieht. Alles Geschaffene ist naturgemäß endlich. Wo aber Endlichkeit, da ist Sünde, und wo Sünde, da ist Leid. Folglich ist eine Welt ohne Uebel undenkbar. Gott hätte ja auch gern eine übelfreie Welt geschaffen. Er konnte und durfte es nicht: die „ewigen Wahrheiten“ hinderten ihn daran. Das klang freilich fatalistisch und pessimistisch genug. Leibniz bleibt darum auch nicht bei der Negation stehen. Eins seiner Hauptwerke geht ausgesprochenermaßen auf eine Rechtfertigung Gottes („Theodicee“, ein von Leibniz selbst geprägter Ausdruck) aus. Er findet sie darin, daß diese von Gott geschaffene Welt immerhin die beste aller Welten ist, d. h. diejenige unter den möglichen Welten, die das geringste Quantum Uebel in sich birgt. Seitdem wird „die beste Welt“ geradezu Dogma, ja Schlagwort.**) Daß man dabei immermehr den ernsten Hintergrund des Leibnizschen Optimismus vergaß, nimmt kaum Wunder. Popularphilosophie geht immer an den Problemen vorbei.

Je seichter aber dieser Vulgär-Optimismus, umso nachdrücklicher meldete sich die Kritik. Zunächst von Seiten der Orthodoxie. Der streitbare Dresdner Superintendent Valentin Ernst Löscher berief sich auf die Bibel, die von „der besten Welt“ nichts weiß. Sie kennt zwei bessere Welten als die gegenwärtige: den Urstand und das Himmelreich. Auch werde durch jene Philosophie das Böse direkt auf Gott zurückgeführt. Noch lebhafter entbrannte der Streit infolge eines Preisausschreibens der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Frage der besten Welt. Eine Schrift des Justizsekretärs Reinhard erhielt gerade deswegen den ersten Preis, weil sie den Optimismus bekämpft. Zwei Gründe führt er vor allem gegen die herrschende Anschauung ins Feld. Wer behauptet, daß Gott diese Welt als die denkbar vollkommenste habe auswählen müssen, stellt Gottes Willen unter ein ihm übergeordnetes Gesetz und beschränkt seine Freiheit. Wer ferner die Vollkommenheit der Welt in ihren allgemeinen Ordnungen sucht, verkennt den obersten Zweck der Welt. Dieser oberste Zweck sind nicht die leblosen Gesetze der Natur, sondern die vernünftigen und freien Geister in ihr. Ein leidiger Trost, daß die über uns hereinbrechenden Uebel dem „allgemeinen Besten“ dienen und daß dies allgemeine Beste des Besondern soviel als möglich in sich begreife. Gott meint vielmehr uns Menschen mit seiner Welt und bestimmt in seiner Freiheit Jedem den Grad seiner Glückseligkeit. Mit dem Einzelübel aber kommen wir zurecht einmal durch ehrfürchtiges Vertrauen auf Gottes Durchhilfe, dann durch die Erkenntnis menschlicher Sünde als Quelle so vieler Not, endlich durch den Blick auf das Jenseits.

Wir übergehen gern den unerquicklichen Streit, der sich an die Veröffentlichung der eingelaufenen vier Preisarbeiten schloß. Genug, für die gebildeten Kreise stand das optimistische Dogma fortan nicht mehr fest. Der Boden war erschüttert, noch ehe die große Erschütterung von Lissabon kam. Aber sie kam schnell, mitten in die erste Aufregung hinein (die Preisschriften erschienen im Herbst 1755), als wollte auch Gott seinen Beitrag zur Frage liefern.

Wie die Zeitgenossen auf die Schreckenskunde reagierten, deutet Goethe an: „Die Gottesfürchtigen ließen es nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen.“ Mit einer Wucht ohne Gleichen wirkte die Katastrophe auf die Gemüter. Mit dem behaglichen Gerede vom unendlich gütigen Wohltäter und allliebenden Vater im Himmel war es vorbei. Der Zweifel fraß um sich. Und zwar besonders, seit Voltaire das Wort ergriff. Er selbst hatte in dieser Zeit manche Wandlung durchlebt. Erst Optimist, warf er nun mit schonungsloser Schärfe die Frage auf: Ist das Böse mächtiger als Gott? Ist das Unglück Strafe für menschliche Sünde? Warum läßt Gott den Menschen schuldig werden? Bekümmert er sich überhaupt um den Einzelnen? So kam er schließlich zur vollen Resignation: „Während wir in unserm Ameisenhaufen um einen Strohhalm zanken, geht die Natur ihren ehernen Gang, und wir Atome haben zu gehorchen. Unser Los heißt: arbeiten, ohne zu vernünfteln!“*)

In Deutschland aber griff Kant das Problem auf. Drei Schriften widmete er ihm: ein Beweis, wieviel ihm die Frage zu schaffen machte. Dabei kam er allerdings in den beiden ersten über die bisher vorgetragenen Gedanken nicht viel hinaus. Bald betont er mit Shaftesbury, daß das Menschenschicksal der Weltenharmonie ein- und untergeordnet ist. Bald vertröstet er mit Rousseau (und Voltaire) auf das Jenseits. Bald hält er es mit Leibniz gegen Reinhard: „ich bin erfreut, mich als einen Bürger in einer Welt zu sehen, die nicht besser möglich war. Von dem besten unter allen Wesen zu dem voll-

---

*) Es lagen mir zu der Katastrophe von Messina vor: Predigten von Lic. H. Schmidt-Breslau (Vandenhoeck und Ruprecht), Kern-Nürnberg (Verein für innere Mission, Nürnberg), Benz-Basel (Basler Missionsbuchhandlung), Geyer-Nürnberg (Verein für innere Mission), Klein-Weißenburg (R. Ackermann), Schöll-Friedberg (Monatsschrift für Pastoraltheologie 5. Jahrgang 5. Heft); ein Vortrag von Delbrück-Berlin-Schöneberg (Voss. Buchhandlung, Berlin); ein Flugblatt von Reissinger-Fürth: Naturkatastrophe und Gottesglaube, 1. und 2. (veränderte) Auflage; Artikel in dem Organ der deutschen Modernisten „Das neue Jahrhundert“, 1. Jahrgang Nr. 6, in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, 73. Jahrgang Nr. 5, in der „Alten Theologie“ (Wachtturm-Gesellschaft, Barmen) und in der Kreuzzeitung Nr. 207 und 209: Messina und der Christengott von Heffter. — Die massenhafte Literatur über Lissabon ist nur zum Teil von mir durchgesehen worden. Mein Gewährsmann ist hier Lütgert: Die Erschütterung des Optimismus durch das Erdbeben von Lissabon, in den Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie 1901, 3. Heft (Bertelsmann, Gütersloh).

**) Goethe verhöhnt es in einem erst spät entdeckten Vers aus jugendlicher Zeit: „Dieses ist das Bild der Welt, die man für die beste hält: fast wie eine Mördergrube, fast wie eine Burschenstube; fast so wie ein Opernhaus, fast wie ein Magisterschmaus; fast wie Köpfe von Poeten, fast wie schöne Raritäten; fast wie abgehetztes Geld sieht sie aus, die beste Welt!“

*) Daß Rousseau in die Debatte eingriff, sei nur nebenher erwähnt. Der Brief an Voltaire, in dem er der bösen Kultur Schuld gibt, wirkte wenig nach.

kommensten unter allen möglichen Entwürfen als ein geringes Glied auserlesen, schätze ich mein Dasein umso höher, weil ich erkoren ward, in dem besten Plane eine Stelle einzunehmen. Ich rufe allem Geschöpfe zu, welches sich nicht selbst unwürdig macht, so zu heißen: Heil uns, wir sind!" Umso entschiedner verläßt er in der dritten Schrift die alten Geleise. Schon der Titel deutet das an: „Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee." Ebenso ihr Entstehungsjahr 1791: sie stammt aus der kritischen Periode seiner Philosophie. Unter einer Theodicee, so führt er aus, versteht man die Verteidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen ihn erhebt. Ein törichtes Unterfangen! Die göttliche Weltleitung läßt sich nicht beweisen. Die großen Rätselfragen, wie sich das Böse in der Welt mit Gottes Heiligkeit, das Uebel mit seiner Güte, das Schicksal mit seiner Gerechtigkeit verträgt, löst kein Denken.

Damit endete die Debatte über Lissabon. Der Optimismus war dahin. Kant selbst widerrief, was er früher positiv über das Problem ausgeführt. Jetzt hatte er für alle Fragen nach der göttlichen Weltordnung und nach dem Sinn solcher Katastrophen ein rundes Nein. Umso entschiedener forderte er, wie bekannt, praktische Bejahung. Neben die Frage: Was können wir wissen? stellt sich ihm die andre wichtigere: Was sollen wir tun? Und hier hat er durch Aufrichtung des moralischen Gesetzes seinem Volk gerade in den Zeiten seiner tiefsten Erniedrigung einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Die theoretische Skepsis fand ihr Gegengewicht in der starken Betonung der sittlichen Menschenwürde und des Glaubens an das göttliche Weltregiment.

Messina

Und nun 1908. Nicht als hätte das Problem in den letzten hundert Jahren geruht. Der Weltlauf sorgte reichlich dafür, daß die Frage nach Gott nicht verstummte. Immerhin hebt sich für unser Empfinden schon aus Gründen der räumlichen Nähe gerade diese Katastrophe heraus. So ließen es auch jetzt die „Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen fehlen." Nur mit den Strafpredigten hat es besondre Bewandtnis.

Eins zeigt nämlich die massenhafte Literatur über Messina deutlich: das religiöse Denken und Fühlen hat sich in den letzten 150 Jahren bedeutsam gewandelt. Gott ist unendlich größer geworden!

Darauf weist schon das wohltuende Schweigen über „die beste Welt" hin. Ein einziges Mal erscheint in der oben angeführten Literatur das Schlagwort, um sofort abgelehnt zu werden. Wir haben eben an der Frage, ob noch andere Welten denkbar sind, kein Interesse mehr. Wir lassen uns auf die scholastischen (auch bei Leibniz auftauchenden) Spitzfindigkeiten nicht mehr ein: ob etwas gut ist, weil Gott es will, oder ob Gott etwas will, weil es gut ist. Unsre Frömmigkeit bleibt schlicht dabei stehen, daß diese Welt, so wie sie ist, im Plane Gottes liegt. Gott sieht auch heute an Alles, was er gemacht hat, und siehe, es ist sehr gut! Gut nicht im Sinn eines Vollendungszustandes, sondern im Sinn der Harmonie zwischen seinem Wollen und irdischer Wirklichkeit.

Ueberhaupt befindet sich Gott für uns nicht mehr im Anklagezustand! Die Predigten von Kern, Klein und Schöll verzichten ausdrücklich darauf, seine Verteidigung zu übernehmen. „Wie sich Gott rechtfertigen kann, ist seine Sache!" Eine kindische Anmaßung, wer demonstrieren will, warum das Gott tun mußte oder durfte!

Allseitig anerkannt wird dieser Standpunkt freilich noch nicht. Der Katholizismus wußte ganz genau, was Gott mit Messina gemeint. „Welch ein Strafgericht!" telegraphierte der italienische König nach Rom. Aehnliche Erklärungen folgten auf dem Fuße. Ein antiklerikales Witzblatt hatte zu Weihnachten in einem Spottgedicht um ein Erdbeben gebetet. Gott erfüllt ihm den Wunsch und opfert 200000 Menschen! Vor allem arbeiteten die Priester mit dem Rachemotiv. Umso erfreulicher, daß sich doch auch im eignen Lager der Widerspruch regte. Ein angesehenes Blatt (irre ich nicht, ein Mailänder) deckt mit dem Pathos tiefster Entrüstung die Roheit dieser Erklärung auf, und das Organ der deutschen Modernisten, das Neue Jahrhundert, sekundiert aufs beste.

Von jüdischer Seite liegt mir zwar nur eine Preßäußerung vor. Sie verdient aber um so mehr hervorgehoben zu werden, als sie im wohltuenden Gegensatz zu katholischer Frömmigkeit den altjüdischen Vergeltungsgedanken durchaus ablehnt und das Nichtwissen konstatiert.

Aehnlich auf evangelischer Seite. Das Strafgericht schimmert nur selten, bei Reissinger und Heffter, durch. Immerhin versucht man es hier noch mit allerhand Ehrenrettungen. Am kühnsten Delbrück. Nach ihm ist es ein Trost, daß solche Katastrophen nicht durch einen Eingriff der Gottheit kommen. Gott kümmert sich nur soweit um unser irdisches Los, wie er es für notwendig hält für eine andre Welt. Wunderlich genug trifft er in dieser Auffassung mit einer amerikanischen theosophischen Zeitschrift zusammen, die unter dem Titel „Die alte Theologie" „Speise für Denkende" und „Anfangsgründe im Schriftstudium" bietet. Ihre Lösung des Rätsels faßt sich dahin zusammen, daß Gott das Böse zuläßt, weil die Menschen vor 6000 Jahren aus seiner Gnade gefallen sind. Die Menschheit gleicht einer Kolonie zum Tode verurteilter Verbrecher. Ereilt sie im Weltverlauf ihr Geschick, so hat Gott keinen Grund, zu ihrer Rettung einzugreifen. Heffter wiederum verweist unter Berufung auf Kant auf das Jenseits, wo Gott restlos jedes Lebenskonto ausgleichen wird, das hier unbeglichen blieb. Die Unzulänglichkeit solcher Deutungen liegt auf der Hand.

Ebenso verfehlt sind eine Reihe andrer Reflexionen. Reissinger berechnet, daß für die untergegangenen Hunderttausend die Summe der Leiden bei normaler Todesart größer gewesen wäre, als sie bei der Katastrophe war. Zugleich war ihr Tod ein Opfertod: die Tausende kamen um, damit Millionen an die höchsten Lebensfragen herangedrängt würden! Delbrück endlich entlastet Gott, indem er den freien Willensakt der Menschen, dort zu wohnen, betont.

Daß solchen Gedanken gegenüber der Zweifel leichtes Spiel hat, bedarf keines Beweises. Tatsächlich ist die Katastrophe so reich an schaurigen Paradoxien — barmherzige Schwestern gehen zu Grunde und Raubgesindel wird frei usw. — daß wir es wohl verstehen, wenn die Vossische Zeitung in Nr. 15 (gegen sie richten sich Heffters Artikel) zu dem Resultat kommt: „Die Priester aller Kirchen mögen sich wohl hüten, den Untergang Messinas auf das Konto des Herrgotts zu setzen, etwa als väterliche Heimsuchung. Väter, die mit solchen Zuchtmitteln ihre Kinder erziehen wollen, müßten ihrer Erzieherwürde und des Unterrichts verlustig gehen. Im Namen der Religion und der Sitte würde das geschehen!" Zudem sind wir nicht umsonst durch den Pessimismus hindurchgegangen. Ueber die Nachtseiten des Lebens kommen wir nicht mehr mit den ästhetischen Aperçus Shaftesburys hinweg. Das Uebel ist für uns, wie überhaupt in der Welt, so in dieser Katastrophe mit seiner ganzen Wucht da: Vernichtung reinsten Glückes, vor allem Vernichtung in sich wertvoller Kräfte! Wer will denn sagen, daß das alles nur dumpfe, stumpfe Masse war? Ein Einziger unter den Hunderttausend, von edlem Wollen und Können erfüllt, aber dahingerafft, ehe er es zum Segen der Menschheit ausgewirkt — ist das nicht Rätsel genug? Oder ist dies schon die volle Lösung: Das Leben ist der Güter höchstes nicht? Wenn zwar Tausende ein schneller Tod ereilt (in der Tat noch nicht das Schlimmste, was den Menschen trifft), dafür aber andre Tausende übrig bleiben: die Einen in Folge der Schreckensnacht dem Wahnsinn verfallen, die Andern der Elternliebe beraubt, aus glücklichstem Familienleben heraus in die Fremde gestoßen! Es bleibt dabei, Gottes Souveränität tritt hier den Frommen von heute so überwältigend entgegen, daß alles Anklagen und Verteidigen verstummen muß. Und es ist sicher ein günstiges Zeichen, ein Zeichen für die fortschreitende Verinnerlichung der Religiosität, wenn sie sich, wie die zitierte Literatur beweist, in steigendem Maße davor hütet, Gott in gönnerhafter Weise in Schutz zu nehmen.

Ein Einwand bleibt. Verliert nicht damit unsere Fröm-

migkeit ihren Schwung, ihre weltüberwindende Kraft? Ist auch für das Christentum, wie für den Buddhismus und Islam, Resignation das letzte Wort? Mit nichten! Nur die Fragestellung verschiebt sich. Und zwar verschiebt sie sich gerade im Interesse einer freudigen, siegreichen Gotteserkenntnis! Wir fragen nicht mehr, warum gerade dies Gott verursacht hat, weil jede Antwort darauf unzulänglich bleibt und sofort vom Zweifel über den Haufen gerannt wird. Wir fragen vielmehr: Wie kann unser Glauben trotz solcher Schickungen bestehen?

Die Antwort klingt in erhebender Klarheit fast aus allen zitierten Schriften heraus. Selbst die jüdische Zeitung konstatiert ausdrücklich, für den Frommen stehe es fest: Was Gott tut, das ist wohlgetan! Wir fanden, wo wir uns selbst und die Wirklichkeit um uns her im Tiefsten erfaßten, Sinn und Segen in unserm Leben. Wir erfuhren es an uns selbst, wo Gott um uns tot schien, da stand er in uns auf (Kern, Klein). Diese andre, höhere Wirklichkeit verdanken wir aber Jesus, seinem Glaubensleben und seinem Schicksal am Kreuz. Dort geschah noch Schlimmeres, und doch, wieviel Segen wurde auf Golgatha offenbar! (Klein, Schmidt, Kern, Benz.) Wobei man Golgatha noch gar nicht im Sinn der Paulinischen Erlösungslehre oder der Anselmschen Genugtuungstheorie auszudeuten braucht (wie es wohl Heffter will). Schon als Geschichtstatsache — Jesu Untergang war zugleich sein Sieg in der Welt! — gibt Golgatha unserm Glauben auch solchen Rätseln gegenüber Hoffnung und Halt.

Denn von solchen Erfahrungen aus vollziehen wir kühn, wie das des Glaubens Art ist, den Schluß: Gott ist in absolutem Sinn die Macht des Guten, auch wo uns alle Erkenntnis fehlt. Eine Paradoxie, die immer wieder die letzte Kraft unsrer Seele herausfordert, aber doch um so erträglicher wird, je heroischer wir die göttliche Liebe verstehen. Wir müssen es lernen, eine Liebe zu glauben, die — wer will sagen, aus welchen Gründen — auch vernichten kann. Wie Schöll es ausdrückt: die höchste Liebe kann aus Liebe grausam sein.

Sicher bleiben auch bei dieser Fassung noch ernste Spannungen. Was ist eine Liebe, die eben nach tiefstem menschlichen Empfinden keine Liebe ist? Umsomehr weist uns die Messinaliteratur den andern Weg, der zur Ueberwindung des Uebels führt. Nicht den philiströsen Ausweg, den Voltaire meint: Laßt uns unsern Kohl bauen, das Weitere kümmert uns nicht! Vielmehr den Weg freudiger Tat. Den Wirklichkeiten mutig ins Auge sehen! Den Willen zum Guten betätigen! Volksbildung, Menschenverbrüderung! Vor allem das Eine (das in jener Literatur doch etwas zu kurz kommt): das eigne Sein bereichern und vertiefen, das Leben immer lebenswerter gestalten — aufwachen und aufrütteln: „was mich nicht umbringt, macht mich stärker!"

Lissabon und Messina — der Vergleich lehrt: ärmer an Reflexionen, sind wir doch nicht oberflächlicher an Gedanken und schwächer an Kraft geworden. Im Gegenteil. Ehrfurcht vor der ewigen Macht und Taterweis des Glaubens in einem Leben der Kraft treten immer deutlicher als die Kennzeichen heutiger Frömmigkeit hervor. Wo das aber zu finden, stehts um die Religion nicht schlimm. Was sie den Vätern gewesen, ist sie letzlich auch uns. Das Befiehl-du-deine-Wege-Christentum, die Kraft unsres Volkes in schwerster Zeit, lebt in unsern Herzen fort. Ja, alle religiösen Krisen der Gegenwart haben den Sinn, daß sich dies Christentum immer tiefer erfaßt, alle morschen Krücken abwirft und in neugewonnener Freiheit und Innerlichkeit seinen schöpferischen Segen auswirkt!

Martin Eger

Brauchen wir die Kirche?

Von einem Laien

2. Die Landeskirche

Eine besondere Form der organisierten Kirche stellen die deutschen evangelischen Landeskirchen unter landesherrlichem Kirchenregiment dar. Sie sind ganz besonders der Gegenstand heftiger Vorwürfe, die in dem Rufe: „Heraus aus der Staatskirche! Hinein in die Freikirche!" gipfeln. Dabei spricht man vom staatlichen Kirchenregiment oft in einer Weise, als ob die Landeskirchen von Türken oder sonstigen Heiden regiert würden, während doch die, welche im Kirchenregiment sitzen, sämtlich Glieder der evangelischen Kirche sind. Man klagt über Bureaukratismus und meint damit, daß die kirchliche Verwaltung teils überhaupt zu umständlich und formalistisch, teils aber in einer Weise gehandhabt werde, die für die staatliche Verwaltung vielleicht angemessen sei, aber den eigentümlichen Bedürfnissen des kirchlichen Lebens nicht gerecht werde. Diese Klage ist nicht unbegründet, wie jeder Kundige weiß. Sie wird aber vielfach übertrieben; und man hat hierüber milder urteilen gelernt, seitdem man eingesehen hat, daß auch die kirchliche Selbstverwaltung in Gemeinden und Synoden ihre Nachteile hat. Weiter ist hervorgehoben worden, der Mann aus dem Volke könne zu dem Geistlichen, der vom Staate bezahlt werde, kein Vertrauen haben. Daß dieser Umstand vielfach hinderlich ist, muß zugegeben werden. Die Sache würde aber in der Freikirche nicht besser sein, wo an die Stelle der Abhängigkeit vom Staate die Abhängigkeit von einzelnen wohlhabenden Gemeindegliedern treten würde. Der schwerwiegendste Vorwurf, der gegen die Landeskirche, in neuerer Zeit namentlich von Seiten der evangelischen Gemeinschaften, erhoben wird, ist der, daß in der Landeskirche Viele nicht nur als Glieder geduldet werden, sondern sogar Einfluß ausüben, die sich für die Sache innerlich nicht interessieren. Der Uebelstand ist anzuerkennen und ist auch von Luther schwer empfunden worden. Er ist eine Folge der losen Organisation der Landeskirche, die andererseits, wie noch auszuführen sein wird, den Vorteil hat, daß sie dem Einzelnen große Freiheit gewährt. Durch diesen Uebelstand wird die Gemeinschaftsbewegung fortwährend gefördert. Indessen macht doch auch die Landeskirche den Versuch, die lebendigen Gemeindeglieder in Bibelstunden, Gemeindeabenden und kirchlichen Vereinen zu sammeln. Mögen diese „Kirchenmechanismus-Belebungs-Experimentations-Projekte", wie man sie mit dem von einem bekannten Theologen für etwas andersartige Bestrebungen geprägten Ausdruck bezeichnen mag, auch noch nicht überall den gewünschten Erfolg gehabt haben, so wird man doch auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren müssen, wenn die Landeskirche den Wettbewerb mit den Gemeinschaften aushalten soll.

Den geschilderten Nachteilen stehn die Vorteile gegenüber, welche die Landeskirchen darbieten. Sie können den Kampf gegen die katholische Kirche mit ungleich größerer Kraft führen, als es in der Zersplitterung des Freikirchenwesens der Fall sein würde; dafür bieten die Fortschritte des Katholizismus in Nordamerika den schlagendsten Beweis. Das Zweite ist der Einfluß, den die Landeskirchen auf das Volksleben ausüben. Sie sind tatsächlich Volkskirchen, und eine Hauptsache bildet dabei der öffentliche Religionsunterricht in den Schulen, den, wie uns Bornemann in seinem Bericht über die Friedensfahrt deutscher Kirchenmänner nach England erzählt, der englische Bischof Dr. Wilkinson neben unserer Armee als die beste Wurzel unserer Kraft bezeichnet hat. Wäre es etwa zu wünschen, daß, wie in Holland, auch bei uns viele Tausende aufwüchsen, ohne auch nur von den Zehn Geboten Kunde zu erhalten?

Ich komme zum Hauptpunkt. Die evangelische Landeskirche gewährt der freien Entfaltung individuellen religiösen Lebens einen größeren Spielraum, als die Freikirchen es tun würden. Das erscheint auf den ersten Blick überraschend, namentlich, wenn man an die „Fälle" denkt, die während der letzten Jahre in einzelnen evangelischen Landeskirchen sich ereignet haben. Es ist aber doch so. Die Freikirchen entbehren des äußeren Haltes, den der Staat unserer Landeskirche gibt. Sie brauchen darum strafferen inneren Halt und straffere Organisation. Sie müssen deshalb auf Gleichmäßigkeit des Bekenntnisses sehen. Wenn heute die Freikirche bei uns eingeführt würde, so würden wir nicht eine, sondern zwei oder drei Freikirchen bekommen, und die individuelle Freiheit würde sich darauf beschränken, daß man zwischen einer positiven und einer liberalen, vielleicht auch einer mittelparteilichen Schablone wählen könnte. Im übrigen würde es heißen: Ordre parieren! In der Landeskirche ist das anders, da leben die verschiedenen Rich-

tungen zusammen. Nicht ohne Schwierigkeiten, wie wir alle wissen. Aber es geht doch. Und das ist ein großer Segen. In diesem Zusammenleben ergänzen und fördern sich die Richtungen gegenseitig. Die freiere Theologie ist immer in Gefahr, dem Zeitgeist zu große Zugeständnisse zu machen, sie bedarf der Ergänzung von der anderen Seite; und diese — die positive — Seite würde der geistigen Erstarrung anheimfallen, wenn sie nicht von den Früchten mitessen könnte, die die freiere Wissenschaft von dem Baume der Erkenntnis auch für sie pflückt. Die verschiedenen Richtungen gleichen sich auch aus. Zwei Unterschiede machen sich heute unter den Theologen vor allem bemerkbar. Erstlich sind die Theologen, ebenso wie die andern Menschen, teils mehr Gemüts-, teils mehr Verstandesmenschen. Diese beiden Kategorien können sich nie ganz verstehen und reden in gewissem Maße immer an einander vorbei. Dafür ist typisch der Gegensatz zwischen Schleiermacher und Hegel. Der andere Unterschied besteht darin, ob das Besondere in der Person Jesu anerkannt oder nicht anerkannt wird. Hierfür ist typisch der Gegensatz zwischen Schleiermacher und David Friedrich Strauß. Diese beiden Unterschiede haben offenbar bleibenden Charakter, die übrigen Gegensätze aber werden, wenn ich mir in der Bescheidenheit des Laien dieses Urteil erlauben darf, ungebührlich aufgebauscht und sind tatsächlich stark in der Erweichung begriffen. Z. B. die Stellung zur heiligen Schrift! Gibt es denn noch einen Theologen, der die Inspirationslehre in der Weise des alten Supranaturalismus auffaßt?*) Und gibt es umgekehrt noch einen Theologen, der mit der platten Natürlichkeit des alten Rationalismus die Sache glaubt behandeln zu können? Gewiß ist doch ein mächtiger Hebel für diese Annäherung der verschiedenen Richtungen der Umstand gewesen, daß die Hauptvertreter der wissenschaftlichen Theologie den gemeinsamen Beruf der Heranbildung der künftigen Diener der Landeskirche ausüben.

Und weiter! Diese gegenseitige Anregung bewahrt den geistigen Horizont der Landeskirche vor der Verengerung, dem er in den Freikirchen anheimfällt, weil diese nur einen einzigen Standpunkt zulassen. Und da darf ich eine Erfahrung erwähnen, die wir in unsern Berliner Diskussionsabenden gemacht haben.**) Die anregendsten und fruchtbarsten Abende waren zweifellos die, wo neben den Anhängern einer mittleren Richtung, die hier den Grundton angeben, auch die Vertreter der Rechten und der Linken ausgiebig zum Worte gekommen sind. Es würde in den Freikirchen entsetzlich langweilig werden. Um das Unerträgliche dieser Langeweile abzukürzen, würde man sich über Kleinigkeiten streiten, während jetzt der Kampf doch immer um große Prinzipien geht.

Vor Allem aber: das Wesen des Protestantismus und gerade das Wesen des deutschen Protestantismus verlangt das Nebeneinander der verschiedenen Formen der religiösen Auffassung. Der Rationalist und der Pietist, der Positive und der Liberale und der Vertreter einer mittleren Richtung — ein Jeder stellt eine Seite des Ganzen kräftig dar und vernachlässigt dafür andere Seiten. Das ist im deutschen Protestantismus von jeher so gewesen und schließlich von Schleiermacher wissenschaftlich gerechtfertigt worden. Wir wollen das Vermächtnis des großen Mannes hochhalten. In der Freikirche wäre das nicht möglich. Darum können wir die Landeskirche nicht entbehren.

Halten wir fest, was wir haben, und bessern wir, was zu bessern ist!

Ich komme zum Schluß. Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht. Der Zug der Zeit ist unleugbar demokratisch und drängt zur Beseitigung des Landeskirchentums, also zur Freikirche. Weshalb dieses Ziel nicht zu erstreben ist, haben wir gesehen. Der demokratische Zug muß weiter folgerichtig auch zur Zurückdrängung des geistlichen Einflusses zu Gunsten der Herrschaft der Laien führen. So erwünscht und notwendig aber die Teilnahme der Laien am kirchlichen Leben ist, so wenig sind sie zur Alleinherrschaft über die Kirche berufen. Denn, wie man mit Recht bemerkt hat, schlimmer als der Fanatismus der Theologen ist der Fanatismus der Laien, weil immer der Sachverständige versöhnlicher ist, als der Nichtsachverständige. Indessen, mag die Entwicklung einen Gang nehmen, welchen sie wolle —, gedeihlich kann sie nur werden, wenn das religiöse und kirchliche Verständnis in immer weiteren Kreisen geweckt und gefördert wird. Alles, was diesem Zwecke dient, ist mit Freuden zu begrüßen. Denn wo solches Verständnis fehlt, muß die Kirche entweder in dumpfen Schlaf versinken oder zum wüsten Tummelplatz menschlicher Leidenschaften werden.

Hugo Weizsäcker

*) Sogar Schaeder in seiner Kieler Rektoratsrede „Theologie und Geschichte" (Kiel, Lipsius und Tischer 1909) sagt S. 6: „Die unhaltbare, von der heutigen Theologie aufgegebne Theorie von der wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift durch Gott, diese blinde Deutung des geschichtlich vorliegenden Schriftkomplexes von Gott aus . . ." D H

**) Vgl. Verschiedenes: „Frei und gewiß im Glauben." D H

Christlicher Sozialismus einst und jetzt

Ein weiteres Kapitel aus Christianity and the social crisis

Der erste Apostolat des Christentums entstand aus einem tiefen Mitgefühl für das soziale Elend und aus dem Bewußtsein einer großen geschichtlichen Möglichkeit. Jesus sah die Bauern Galiläas mit ihrer Armut und ihren Krankheiten; sie waren ihm wie hirtenlose Schafe, die von Raubtieren verstreut und zerrissen worden sind, und es erbarmte ihn des Volkes. Er sah, daß die Ernte reif war, aber der Arbeiter waren wenige. Der geschichtliche Werdegang seines Volkes hatte den kritischen Höhepunkt erreicht, aber nur wenige verstanden die Situation und waren im Stande, zu tun was not war. Er hieß seine Jünger beten um Arbeiter für die Ernte, und ließ sie dann ihr Gebet selbst beantworten, indem er sie je zwei und zwei aussandte, um das Reich Gottes zu predigen. Damit fing die Weltmission des Christentums an.

Heute wiederholt sich die Situation in gewaltigerem Maßstabe. Wenn Jesus heute inmitten des modernen Lebens stände und durch persönliche Beobachtungen, Reisen und die Presse es überblickte und durchschaute, dann würde er aus demselben göttlichen Mitgefühl heraus einen neuen Apostolat schaffen, um der neuen Not in einer neuen Erntezeit der Menschheit zu genügen.

Wer da weiß, wie träge zum Guten die Menschen sind, wie sich altes Unrecht verschanzt, und wieviel Zeit die Menschheit braucht von einem Meilenstein des Fortschritts zum anderen, dem mag es wie ein schöner und schillernder Traum erscheinen, daß in dieser modernen Welt eine wahrhaft christliche Gesellschaftsordnung entstehen soll. Und doch ist es nicht entfernt so hoffnungslos wie damals, als Jesus es unternahm, das Reich Gottes zu gründen. Als er zu seinen Jüngern sagte „Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt", drückte er damit das Bewußtsein einer welthistorischen Mission aus. Und doch redete da ein Zimmermann aus Nazareth zu einer Gruppe von galiläischen Bauern und Fischern. Unter den damaligen Umständen war dies ein Ausdruck des kühnsten Glaubens, — des Glaubens an sich selbst, des Glaubens an seine Jünger, des Glaubens an das, was er in sie pflanzte, des Glaubens an die Kraft des Glaubens. Anscheinend schlug Alles fehl. Jesus wurde gekreuzigt, erst sein Leib von seinen Feinden, dann sein Geist von seinen Freunden. Und doch war dieser Fehlschlag ein solch gewaltiger Erfolg, daß wir uns heute mit Mühe zum Bewußtsein bringen müssen, es sei für ihn bei der Gründung des Reiches Gottes und der Aussendung des Apostolates überhaupt Glaube erforderlich gewesen.

Wenn Jesus heute auf die Menschheit hinschaut, dann muß sein Geist frohlocken, wenn er sieht, welche Kräfte jetzt bereitstehen, seinem Rufe zu gehorchen. Das Erntefeld liegt nicht mehr verlassen da. Rings um uns hören wir das Zischen der Wetzsteine, das Rauschen der Sensen durchs reife Korn und das Lied der Schnitter. Bei allen unseren Fehlern und unserer Trägheit sind wir moderne Menschen Jesu doch in manchen Beziehungen geistesverwandter als irgend eine frühere Generation. Wenn der erste Apostolat kraft des Glaubens Berge versetzen konnte, dann würde ein Apostolat, wie Jesus ihn heute berufen könnte, die Welt umwandeln.

Die Apostel einer neuen Zeit müssen wirken wie der Säemann. Wenn der Säemann ausgeht, um seinen Samen zu säen, dann weiß er, daß ein Teil des Samens niemals aufgehen wird und daß eine lange Zeit der Geduld und der Fährlichkeit verstreichen muß, ehe er das Resultat seiner Arbeit und seines Wagens sehen darf. Wer die Wahrheit sät, mag das Resultat überhaupt niemals zu sehen bekommen. Je idealer seine Ideen und je weiter sie seiner Zeit voraus sind, desto größer wird der Prozentsatz des scheinbaren Fehlschlages sein. Aber er kann warten. Alle Kräfte des Lebens sind seine Verbündeten. Er ist wie der Mann, der seinen Samen säte und dann hinging und schlief und arbeitete, Nacht und Tag, und mittlerweile ergriff der Same, mit der geheimnisvollen Verwandlungskraft des lebendigen Organismus, die chemischen Bestandteile seiner Umgebung und erbaute damit sein Zellengewebe. Das Senfkorn wird ein Baum. Der Sauerteig assimiliert das Mehl nach biologischen Gesetzen. Das neue Leben durchdringt die alte Menschheit und verwandelt sie. Robert Owen war ein Säemann. Seine kooperativen Unternehmungen schlugen fehl. Er hätte gerne die gesamte Arbeiterklasse gehoben und konnte nur einer kleinen Zahl helfen. Aber sein sittlicher Enthusiasmus und seine Ideen befruchteten die edelsten und aufopferungsfähigsten Geister der englischen Arbeiterschichten. Sie nährten sich im Stillen von seinen Idealen und wirkten im praktischen Leben auf ausführbare Ziele hin. Die Bewegung des Chartismus war von seinem Geiste getragen. In der großen Zeit des englischen Gewerkschaftswesens, nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, waren die einflußreichsten Führer Nachfolger von Owen. Die Pioniere von Rochdale standen unter seinem Einfluß, und die große kooperative Bewegung in England, heute eine wirtschaftliche Macht ersten Ranges, ist großenteils aus dem Samen erwachsen, den Owen gesät hat. Die Gegenwart mag Anderen gehören, die Zukunft gehört dem Säemann — vorausgesetzt, daß er wirklich lebendigen Samen sät, und nicht die Spreu, welche früher einmal den Samen schützend umhüllte, aber heute nutzlos und tot ist.

Wer Verhältnisse angreift, an denen die meisten Menschen hängen, und aus denen die stärksten ihren Profit ziehen, muß sich auf Leiden gefaßt machen. Die kleine Gruppe der ersten christlichen Sozialisten, die unter der Führerschaft von Maurice, Kingsley und Hughes stand, gilt jetzt Jedermann als eins der edelsten Erzeugnisse jener Periode der englischen Geschichte. Damals wurden diese Männer bitterlich angefeindet und mißverstanden. Pastor Rudolf Todt, der erste in Deutschland, der es unternahm nachzuweisen, daß die Sittenlehre des Neuen Testamentes und die wirtschaftlichen Ideale der Sozialdemokratie wahlverwandt seien, wurde fast einmütig von der Kirche Deutschlands angegriffen. Aber Jesus hat seinen Aposteln vorausgesagt, daß Opposition zu ihrer Lebensarbeit gehören würde. Christus hat seine Kirche nicht mit gesetzlichen Rechten zu ihrem Schutze ausgestattet. Das einzige politische Recht, das er seinen Jüngern auf den Weg gab, war, wie Nathusius sagt, das Recht verfolgt zu werden. Die Lehre vom stellvertretenden Leiden gehört zu den Grundlagen der christlichen Gedankenwelt. Die prophetischen Geister müssen stets durch ihre Leiden den Beweis liefern, daß die Wahrheit, die sie verkündigen, Wahrheit ist.

Die trockne Bitterwurzel der Enttäuschung,
Des Neides herbe Beeren und der Trank
Des allgemeinen Hohns, — das ist die Kost
Der zähen Herzen; das die Muttermilch
Der Pioniere, die der Menschheit Bahn
Zum Reich der Zukunft brechen, das bisher
Von öder Finsternis geknechtet lag.
Beharrlichkeit ist aller Tugend Krone;
Geduld der großen Seelen Leidenschaft.
Da liegt die Kraft. Und wenn die grimme Welt
Wie Blei sich ihrem schicksalsschwangren Tun
Entgegenstemmt, und die brutale Macht
Ihr Schwert, wie Brennus, in die Wage wirft,
So legt die gotterfüllte Seele kühn
Geduld ins andre Becken nur hinein,
Und langsam neigt sich ihr der Wagebalken zu.
Ein einzger Mensch, der glaubt, besiegt die Welt;
Der Menschheit grober Leib gehorcht dem Geist.*)

*) James Russell Lowell „Columbus“.

Für die soziale Gerechtigkeit einzutreten ist heutzutage fast der einzige Weg, der den Christen noch zur Krone des Märtyrertums führt. Theologische Ketzer verfolgt man kaum noch. Der einzige wahre Nebenbuhler Gottes ist der Mammon, und nur wenn sein heiliger Name gelästert wird, wirft man noch die Christen den Löwen hin.

Selbst für die sozialen Ketzer hat man heute mehr als je vorher ein williges Ohr. Bei uns in Amerika ist diese Bereitwilligkeit, neuen Ideen Gehör zu geben, das Produkt unserer allgemeinen geistigen Freiheit, unserer tiefwurzelnden Demokratie, unseres mannigfach gegliederten kirchlichen Lebens und unserer Beeinflussung durch den Geist des Christentums. Es ist jetzt bei uns allgemeine Voraussetzung, daß alle großen Bewegungen aus geringen Anfängen entspringen, und dies prädisponiert uns von vornherein zur Achtung gegen Propheten, die aus irgend einem verachteten Nazareth kommen. Wenn der neue Prophet nicht durch Bitterkeit oder Taktlosigkeit die Achtung einbüßt, nimmt man seine Botschaft mit ziemlicher Duldsamkeit auf. Freilich wird er es immer zu fühlen bekommen, daß er nicht ist wie die, welche es versuchen, den Großen Angenehmes zu sagen.

Für die Starken sollte gerade die drohende Opposition etwas Anziehendes haben. Das Predigtamt scheint für die Söhne der Reichen wenig Anziehungskraft zu besitzen, und das kann auch nicht befremden, denn für einen reichen Pastor ist der Weg zum echten Christentum mit Blumensträußen verbaut. Aber im Vordertreffen des sozialen Kampfes gibt es Freiwilligenposten genug, wenn ein reicher junger Mann das Zeug zum Helden in sich hat. Seine gesicherte gesellschaftliche Stellung gibt ihm sofort bei Reich und Arm einen Einfluß, den Andere nur langsam oder nie gewinnen könnten. Wenn er für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit eintritt, braucht er Entlassung und Brotlosigkeit nicht zu fürchten. Wenn er seinen Reichtum als Helm und Harnisch im Kampfe für die Armen braucht, gehorcht er am besten der Aufforderung Jesu an den reichen Jüngling, Alles zu verkaufen und es den Armen zu geben. Als Theodor Roosevelt noch Polizeikommissär in New-York war, sagte er der männlichen Jugend New-Yorks:

> Ich möchte den jungen Männern einprägen, daß ein Mann ohne Besitz seine erste Pflicht seiner Familie schuldet, ein Mann mit Besitz dem Staate. Es ist unedel, nur Geld aufzuhäufen. Ich möchte Allen das Evangelium der Arbeit predigen, aber den Reichen das Evangelium der Arbeit ohne Lohn.

Keine Arbeit ist so „ohne Lohn“ wie Arbeit, die einem mit Anfeindung und Verfolgung bezahlt wird.

Roosevelt setzt in diesen Worten voraus, daß die Pflicht gegen die Familie die erste und unabweislichste Pflicht ist, und daß diese Pflicht einen Familienvater (in etwa) von den Pflichten gegen die Oeffentlichkeit befreit. Wenn so, dann haben die Kinderlosen eine besondere Verpflichtung, die gefahrvollen Posten im Reiche Gottes einzunehmen. Ein Vater und eine Mutter, welche junge Bürger ernähren und erziehen, verrichten damit der Zukunft eine so gewaltige und aufreibende Leistung, daß sie deshalb wohl von den Steuern des Staates und von den strengeren Forderungen des Reiches Gottes befreit werden könnten. Nehmen sie trotzdem diese Pflichten auch noch auf sich, so müssen kinderlose Menschen Heldentaten vor dem Feinde leisten, wenn sie solchen Eltern vor Gott ebenbürtig sein wollen. Es ist nicht gerecht, wenn ein Mann, der Kinder hat, seine Zeit und Kraft ebenso freigiebig opfern soll wie ein kinderloser Mann von gleichem Einkommen. Es ist noch weniger gerecht, wenn er das Brot und die Aussichten seiner Familie in der sozialen Agitation ebenso kühn aufs Spiel setzen soll, wie wenn er nur sich selbst der Gefahr aussetzte. Kinderlose Menschen sollten die ganze kommende Generation von Kindern für eigen adoptieren und ebenso heiß sich abmühen, die Welt für sie alle wohnlich zu machen, als wenn sie für ihre eigene kleine Brut einständen. Die Unverheirateten und die Kinderlosen sind besonders berufen, in den neuen Apostolat einzutreten und sollten sich als Freiwillige zum gefährlichsten Vorpostendienste stellen.

Wenn wir Glauben an die Möglichkeit einer christlichen Gesellschaftsordnung fordern, so fordern wir damit keine uto-

pistischen Illusionen. Wir wissen ja, daß es auf dieser Welt für den Menschen keine Vollkommenheit gibt; es gibt nur Streben nach Vollkommenheit. Im religiösen Leben des Einzelnen hat die Erfahrung uns gelehrt, es mit Verdacht aufzunehmen, wenn Jemand behauptet, er sei heilig und vollkommen, und doch stellen wir die Forderung, daß Alle heilig und vollkommen werden sollen. Wir machen es zur Pflicht, das Unerreichbare zu erstreben. In Bezug auf die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Gesellschaft begegnen wir derselben Paradoxie. Ein vollkommenes soziales Leben wird es nie geben, und doch müssen wir es im Glauben erstreben. Das Leid wird niemals aufhören. Der Tod wird immer den leeren Platz am Tische und die schmerzliche Leere im Herzen schaffen. Immer werden Seelen das bittere Weh der unerwiderten Liebe schmecken müssen. Frauen werden sich nach Kindern sehnen und niemals warme Lippen an ihre Brüste pressen dürfen. Männer werden nach Ruhm und Anerkennung dürsten und sie nicht erlangen. Mangelhafte sittliche Einsicht wird auch in der besten sozialen Ordnung Schaden anrichten. Die Starken werden immer den Trieb fühlen, ihren Herrschaftsdrang zu betätigen, und kein politisches System wird sie je völlig hindern, die Schwachen zu drängen und drücken. Zunehmende Feinheit der Kultur bringt zunehmende Empfindlichkeit gegen Schmerz in ihrem Gefolge. Ein Amerikaner mag eine kleine Zurücksetzung so schmerzlich empfinden wie ein russischer Bauer die Knute. Auch im besten Falle ist nur eine annähernde Verwirklichung der sozialen Vollkommenheit möglich. Das Reich Gottes ist immer nur am Kommen.

Aber jede Annäherung ist des Schweißes wert. Jeder Schritt, der zur Reinigung unserer Leidenschaften und zum inneren Frieden führt, bringt hohen Lohn, wenn auch das Bewußtsein der Unvollkommenheit bei jedem Schritte zur Vollkommenheit wacher und weher wird. Ebenso ist eine ewige Pilgerschaft nach dem Reiche Gottes für die Menschheit glückseliger als verkommene Ruhe in der Gottlosen Hütten.

Und zuweilen steigt in uns heiß die Hoffnung auf, daß vielleicht das lange und mühsame Klimmen bald enden mag. In der Vergangenheit hat das Menschengeschlecht nur kurze und langsame Schritte auf der Bahn des Fortschrittes machen können und dazwischen kamen lange Perioden der Gleichgültigkeit und des Stillstandes. Aber muß es notwendig immer so langsam gehen? Im Geistesleben bezeichnen die letzten hundert Jahre einen gewaltigen Sprung vorwärts. Persönlich sind wir schwerlich höher begabt als unsere Großväter, aber als Gesamtheit haben wir in einem Jahrhundert mehr epochemachende Erfindungen und Entdeckungen erarbeitet als alle früheren Jahrtausende zusammengenommen. Könnte uns das zwanzigste Jahrhundert dieselbe Herrschaft über die sozialen Kräfte erringen, die das neunzehnte Jahrhundert über die Naturkräfte errungen hat, so würden unsere Enkelkinder in einer Kultur leben, welche mit Recht auf die unsrige als eine halbbarbarische zurückschauen dürfte. Seit Renaissance und Reformation den Geist befreit und die Triebkraft der Religion mehr in ethische Bahnen gelenkt haben, hat sich das Fortschrittstempo erheblich gesteigert. Die Kulturvölker nehmen rasch zu an geistiger Elastizität und Empfänglichkeit für Wandlungen, und jeder Gewinn an Bildung und Intelligenz, an Organisationsfähigkeit, an physischer und moralischer Tüchtigkeit, und besonders an Empfindsamkeit für ideale Motive, vermehrt wieder die Fähigkeit, ohne gefährliche Reaktionen vorwärts zu kommen. Die Geschwindigkeit, mit der sich in Amerika Individuen, Familien und große Bevölkerungsschichten zu höheren Zuständen emporgerungen haben, ist ein schlagender Beweis für die bisher noch latente Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen.

Letzten Mai geschah ein Wunder. Am Anfang der Woche trugen die Obstbäume im Garten nur grünlich-braune Knospen. Am Ende der Woche standen sie in schimmernden Brautkleidern von Blüten. Aber schon Wochen und Monate vorher hatte der Saft angefangen zu steigen, hatte die Zellen geschwellt und die Gewebe entwickelt, die schon im Herbste halb fertig gewesen waren. Die rasche Entfaltung der einen Woche war nur die Enthüllung der Resultate eines langen Wachstums. Vielleicht sind auch die neunzehn Jahrhunderte, während deren der christliche Geist die Völker durchtränkt hat, nur ein vorläufiges Stadium der christlichen Entwicklung, und jetzt ist es Zeit für Blüte und Frucht. Wenn wir nun an diesem großen historischen Wendepunkte genug religiösen Glauben und sittliche Kraft aufbieten können, um die Fesseln des Unrechts zu zerreißen und die unvergleichlichen wirtschaftlichen und intellektuellen Hilfsmittel unserer Zeit der harmonischen Entwicklung eines wahren sozialen Lebens dienstbar zu machen, dann werden die noch ungeborenen Geschlechter auf unsere Zeit zurückschauen als auf den großen Tag des Herrn, nach dem die Völker sich gesehnt haben, und werden uns glücklich preisen, weil wir der neuen Zeit Gottes als Apostel und Propheten dienen durften.

Walter Rauschenbusch

Der Nationale Kongreß religiös Liberaler in Philadelphia

Der „Internationale Kongreß religiös Liberaler", der 1907 in Boston seine letzte Versammlung hielt (vgl. 1907 Nr. 42), hat in Nordamerika Veranlassung zur Gründung einer neuen Vereinigung gegeben, die sich „der Nationale Kongreß religiös Liberaler" nennt. Dieser Verband hielt vom 27.—30. April in Philadelphia seinen ersten Kongreß. Er hat einen absolut losen Charakter, d. h. er besteht in seinen Mitgliedern nicht aus Kirchengemeinschaften, sondern aus einzelnen Personen, die sich durch die Ziele des Kongresses angezogen fühlen. Nach der vom Vorsitzenden abgegebenen Erklärung beabsichtigt der neue Verband: Förderung des religiösen Lebens durch gemeinsames Bekenntnis zur Aufrichtigkeit, zur Freiheit und zum Fortschritt in der Religion, durch soziale Hilfeleistung und durch eine Gemeinschaft des Geistes, die über die Schranken der Sekten und Bekenntnisse hinausragt. „Der Kongreß läßt jeden Einzelnen für seine Anschauungen allein verantwortlich sein und fragt in keiner Weise nach den Beziehungen des Einzelnen zu seiner religiösen Gemeinschaft oder Geistesschule."

Ein bestimmtes Glaubensbekenntnis liegt nicht vor: Niemand ist um seines Glaubens oder Unglaubens willen ausgeschlossen; vorausgesetzt wird bei den Gliedern nur die Willigkeit, sich mit Anderen, die gleich liberale Ideale haben, in gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Hätte der Kongreß ein Motto, so wäre es das: „daß er die Wahrheit zeuge." Diese Wahrheit aber besteht ihm nicht in einem dogmatischen Bekenntnis, sondern in der Willigkeit seiner Glieder, mit ihren persönlichen Kräften in die Nöte und Aufgaben unserer Zeit einzugreifen. Der Kongreß geht von der Tatsache aus, daß die Majorität der Leute, die sich heute für das Wohl des Volkes und mit seinen Problemen abquälen, außerhalb der Kirchen stehen. Nicht als ob dieser Majorität die Kirchen an sich gleichgültig wären, aber sie findet in ihnen nicht die Anregung und Erfrischung, die sie bei ihrem Ringen und Kämpfen braucht. Bei aller Freundschaft zur Kirche und ihren heutigen Arbeiten, kann doch der religiös Liberale die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß die Kirchen selber unsere heutigen Probleme nur äußerst furchtsam und ängstlich anfassen und daß es ihrer Arbeit hier oft auch an dem nötigen Verständnis für das, was wirklich nötig ist, fehlt. Der Feind des modernen religiösen Liberalismus ist **der** moderne Liberalismus, der liberal ist, weil er nicht denken mag und darum auch den Nöten unserer Zeit gleichgültig gegenübersteht.

Schon das Programm dieses nationalen Kongresses stand in einem gewissen Gegensatz zu dem Programm der internationalen Tagung in Boston. Während dort das religiös Gemeinsame, das was die Liberalen aller Lande mit einander verbindet, immer neuen Ausdruck suchte und in den Worten „Vaterliebe Gottes", „Bruderliebe", „persönlicher Charakter", „Freiheit", „Toleranz" und „Fortschritt" das Einigende fand, scharte sich dieser Kongreß um das Wort „soziale Religion". Während in Boston das, was die religiös Liberalen der ganzen Welt vereinigt, zum Ausdruck kam, lag in Philadelphia der Schwerpunkt der Verhandlungen auf den Fragen, die dem religiösen

Liberalismus Amerikas am nächsten liegen: Fragen zur Schaffung klarerer Begriffe über das Verhältnis von Kirche und Staat, Fragen der sozialen Ethik. Während in Boston die Unitarier wohl mehr zu Worte kamen als irgend eine andere kirchliche Gemeinschaft, traten in Philadelphia „die Freunde“, oder wie man sie in Deutschland gewöhnlich nennt, die Quäker am meisten in den Vordergrund.

Dies mochte zunächst seinen Grund in der Tatsache haben, daß der Vorsitzende des Kongresses, Henry W. Wilbur, in den Kreisen der amerikanischen „Freunde“ eine bedeutende Stellung einnimmt. Auch kam noch der Umstand hinzu, daß der Kongreß seine Sitzungen in einem Versammlungshause einer Gemeinde von „Freunden“ hatte. Da hatte der religiöse Liberalismus der Versammlung gleich Gelegenheit zur Bewährung, denn die kurzen Stunden der Andacht wurden nach alter Art der „Freunde“ abgehalten. Dieser Sitte gemäß ist es nicht Sache eines Einzelnen, die Andacht zu leiten, sondern der Vorsteher der Versammlung fordert diese nur auf, zur inneren Stille zu kommen. Es geschieht das mit den charakteristischen Worten: Let us gather into the quiet. So verharrte denn auch dieser Kongreß in ruhiger Stille, bis der Eine oder Andere durch „das innere Licht“ getrieben, seinen Gedanken Ausdruck gab. Vielleicht hat aber grade die ernste, kalte, ruhige Einfachheit des Gotteshauses der Freunde allen den Kongreßbesuchern, die aus den bequemen, modern eingerichteten Luxuskirchen der Amerikaner kamen, einen um so tieferen Eindruck gemacht. Man sah es den hohen kahlen Mauern mit ihren viereckigen Fenstern fast an, daß in ihnen noch nie ein Orgelton erklungen war, in ihnen sentimentale Gefühle nicht zu Hause sind. Aber auch abgesehen von der lokalen Färbung des Kongresses, die den „Freund“ in den Vordergrund drängte, trat es auch sonst klar hervor, daß durchaus nicht der Unitarier als solcher der alleinige Träger der Interessen des Liberalismus hierzulande ist. Immer deutlicher zeigt sich, daß religiöser Liberalismus in allen Kirchengemeinschaften zu hause ist; wenn aber der Unitarier die Sammlung dieser Kräfte sucht, so ist das von seiner Stellung aus nur naturgemäß, und wenn er das Präsidium schon des ersten Kongresses in die Hand eines „Freundes“ legte, so bewies das, daß er in der Konzentrierung der Kräfte keine selbstsüchtigen Interessen verfolgt.

Die Zahl der eingeschriebenen Glieder des Kongresses betrug zwischen 950 und 1000; Gäste aus entfernteren Landesteilen waren mit Ausnahme der Redner nicht viele vertreten, so daß die religiös liberalen Kreise aus Philadelphia und seiner Umgebung das Gros der Teilnehmer stellten. Der sehr gute Besuch der einzelnen Versammlungen war vornehmlich Verdienst des vorbereitenden Komitees, das tatsächlich nur erste Kräfte zu den Vorträgen herangezogen hatte. Trotzdem diese teilweise ganz bedeutende Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit der Glieder stellten, merkte man kein Ermüden. Besonders die gebildete, in Amerika in ganz anderer Weise als in Deutschland sozial geschulte und interessierte Frauenwelt nahm regsten und starken Anteil an den Verhandlungen. Den mit den Verhältnissen des alten Pennschen Quäkerstaates nicht vertrauten Besucher des Kongresses amüsierte es oft, sich in seiner Einschätzung der in den Versammlungen vertretenen Frauenwelt so gänzlich vergriffen zu haben. Ist die alte, allzustrenge Zucht, die auf äußerste Einfachheit der Kleidung Wert legte, auch nicht mehr vorhanden, so legen „die Freunde“ doch noch Gewicht darauf, wenigstens in ihren Versammlungen in keiner Weise Toilette zu machen. Kein Wunder darum, daß der durch die allgemein übliche Eleganz der amerikanischen Frauenwelt verwöhnte Fremdling im reichen Philadelphia oft überrascht war, in einfachem Gewande Frauen zu finden, deren Geist und soziale Stellung auffallend mit ihrer Kleidung kontrastierte. Die Zahl der anwesenden Laien übertraf die der Geistlichen bei weitem. Aehnlich war das Verhältnis zwischen den Rednern. Es waren drei Universitätspräsidenten bezw. Professoren auf der Rednerliste, neun Geistliche, fünfzehn Laien und unter diesen wieder vier Frauen.

Drei Sitzungen wurden täglich gehalten, denen jeweilig ein besonderes Thema zu Grunde lag. Die so zur Sprache gekommenen Gegenstände waren: „Religiöse Toleranz und Bürgerpflicht“, „Wesen und Aufgabe des religiösen Liberalismus“, „Religion und soziale Frage“ und „Religion und soziale Reform.“

Im besonderen schien es den Leitern des Kongresses, unter denen sich vor allem der unermüdliche Sekretär des Internationalen Kongresses, Rev. Ch. W. Wendte hervortat, am Herzen zu liegen, eine Stellungnahme des Kongresses in zwei Punkten herbeizuführen. Erstens handelte es sich um eine Klärung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten. Ein Brief des Expräsidenten des Staatenbundes, Theodor Roosevelt, den dieser nach der Wahl des jetzigen Präsidenten William Taft über die Stellung eines Präsidenten zur Religion geschrieben hatte (vgl. Chronik der Chr. W. 1908, S. 580 ff.) und in dem Roosevelt emphatisch für absolute Gleichberechtigung aller Kandidaten ohne jede Rücksicht auf ihre religiöse Stellung eingetreten war, hatte in den letzten Monaten in manchen orthodoxen Kirchen Veranlassung gegeben, die Glieder gegen den Katholizismus scharf zu machen, als ob Katholizismus und Amerikanismus nicht gut zu vereinen seien. So behandelten denn eine Reihe von Rednern das Verhältnis von Staat und Kirche: nämlich ein römischer Katholik, korsischer Abstammung, Ch. J. Bonaparte; ein Jude, Rabbi D. Philipson; ein Baptist, Präsident W. H. P. Faunce von Brown University, und der bekannte Neger, Dr. Booker T. Washington. Der katholische Redner gab zu, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten allerdings zu einer Zeit entstanden sei, in der der Protestantismus in Amerika bei weitem die Majorität gehabt habe und darum protestantischen Charakter trage, wies dann aber darauf hin, daß während des letzten Jahrhunderts die protestantische Einwanderung nur um zwanzig Prozent, die katholische Einwanderung aber im gleichen Zeitraum um zweihundert Prozent zugenommen habe. Daraus erklärte er die schwere Aufgabe der römischen Kirche, diese Massen zu akklimatisieren und zu amerikanisieren, leugnete aber, daß die Atmosphäre Amerikas eine wirkliche Gefahr für die katholische Kirche bedeute, denn letztere weise nirgends so viel innere Einheit und Harmonie auf wie grade in diesem Lande. Er betonte dann nachdrücklich den amerikanischen Charakter der katholischen Kirche als einer treuen, staatserhaltenden und patriotischen Organisation, die in keiner Weise römische, sondern nur amerikanische Ziele verfolge. Wer sie verfolge, oder anklage nach egoistischen Motiven zu arbeiten, der befinde sich genau in der Lage derer, die einst Pontius Pilatus mit einer Klage vor Cäsar bedroht hätten. Denn wer unter der Konstitution der Vereinigten Staaten Jemanden um seines Glaubens willen seiner politischen Rechte berauben will, der darf sich selbst nicht rühmen, auf dem Boden der amerikanischen Freiheit zu stehen, der ist des Kaisers Freund nicht.

Sah der Katholik sich so zur Defensive genötigt, so berührte der sieghafte, selbstgewisse Ton des Protestanten äußerst wohltuend. Hier war es selbstverständlich, daß nach evangelischer Anschauung Niemand den Anspruch auf den Christennamen erheben kann, der nicht seinen Bürgerpflichten, besonders bei den Wahlen, nachkommt. Der moderne Staat bietet mehr Möglichkeiten zur Betätigung unseres Christenstandes, als sie dem Christen je zuvor geboten wurden. Er ist unser Arbeitsgebiet. Leider ist es so, daß heute noch das Land, der Staat mit seinen Kleinstädten, mehr vom Geist des Christentums durchdrungen ist, als die Großstädte. Massachusetts ist besser als Boston, Illinois zivilisierter als Chicago, denn unsere Städte sind jünger in ihrer Kultur als das flache Land. Es gilt das Evangelium mehr auf die Städte zu konzentrieren; das heißt, das heutige Geschäftsleben muß reformiert werden, nicht in dem Sinn, daß der Kaufmann zu immer neuer Betätigung seiner Wohltätigkeit herangezogen werden sollte, nein, der Betrieb des Geschäftes selbst muß von einer besseren Moral geleitet sein.

Der zweite Punkt, der den Leitern des Kongresses besonders am Herzen lag, war die in Angriffnahme einer speziellen Arbeit seitens der Mitglieder, damit von vornherein klar werde, daß der Kongreß nicht nur eine redende Körperschaft sei. Die Aufgabe, die nun neu in die Hand genommen wurde, ist im höchsten Grade charakteristisch, nicht nur für die Stellung unsers

religiösen Liberalismus, sondern auch speziell für den amerikanischen Liberalismus. Man einigte sich nämlich auf die Aussendung eines Missionars in ein Heidenland! Zwar rief dieser Beschluß die einzige lebhafte Debatte, die überhaupt stattfand, hervor, ging aber durch, nachdem es ausdrücklich festgestellt war, daß die Aufgabe dieses Missionars nicht die Bekehrung von Heiden sein sollte, sondern sein Evangelium lautet: „Kranke zu pflegen und Gutes zu tun." Kein Zweifel, daß man mit diesem Schritt eine stillschweigende Kritik an den heutigen Missionsbehörden Amerikas üben wollte, die z. B. einen jungen Mann, der Gott im Heidenlande dienen möchte, deshalb für diesen Dienst als ungeeignet betrachten, weil der betreffende Kandidat nicht an die Abfassung des Johannes-Evangeliums durch den Apostel Johannes glaubt.

Doch der Bericht wäre wohl kaum vollständig, wenn wir nicht wenigstens einen Versuch machen wollten, das, was die in Philadelphia versammelten Liberalen gemeinsam hatten, herauszuschälen. Man geht von dem Gedanken aus, daß die heutigen religiösen oder auch unreligiösen Organisationen (die Ethical Culture Society z. B. lehnt es ausdrücklich ab, eine Kirche zu sein, trotzdem sie sonntäglich ihre Versammlungen hält) mehr Trennendes als Vereinigendes haben, und daß es darum nötig sei, eine Vereinigung ins Leben zu rufen, die auf vollster gegenseitiger Anerkennung aller sozialen Klassen, Rassen und Kirchen beruht. Eine solche Anerkennung hat ja auch in den orthodoxen Kirchen Amerikas bereits begonnen, aber doch sind dort noch Mauern errichtet, über die es nicht gestattet ist hinauszugehen. Diese Mauern zu stürmen ist nicht Aufgabe des Kongresses; aber das sehen seine Glieder als ihre Pflicht an, zu beweisen, daß die Errichtung solcher Schranken unnötig ist. Und zwar dadurch zu beweisen, daß in seiner Mitte Glieder aller Kirchen weitherzig mit einander arbeiten. Was die Teilnehmer an diesem Kongreß einigte, war kein Dogma, sondern der gemeinsame Wunsch, als fromme Menschen helfend in die Nöte unserer Zeit einzugreifen. Gemeinsam glaubt man, daß die heutigen Menschen zwar nicht das Interesse an der Religion, wohl aber an der Theologie und an den Kirchen, sofern sie den lebenden Fragen nicht offen ins Auge sehen, verloren haben. Das Mysterium, welches einst alle Religion umgab, ist nicht mehr da, an seine Stelle ist die offenbare Pflicht getreten. Zwar weiß man, daß eine Weltreligion grade so unmöglich ist als eine Weltsprache. Die Weltlage, die Weltindustrie, die Weltgesundheit und der Weltfriede verlangen jedoch gemeinsame Arbeit aller Menschen als Brüder und Kinder eines himmlischen Vaters. Es ist nicht Liberalismus im Dogma der Religion, auf den man sich einigen will, sondern gewisse liberale Ideen will man durchsetzen, um von aller Engherzigkeit loszukommen. Hat der Kongreß Kampf vor sich, so ist es ein Kampf gegen alle Bigotterie, gegen Autoritäten jeder Art, gegen religiöse und nationale Intoleranz, gegen Glaubensbekenntnisse; denn diese haben es an sich, daß, so sehr sich sonst auch die Gedanken und Anschauungen der Menschen ändern mögen, sie einmal festgelegt keine Neigung zur Aenderung verraten. Man will sich stärken im gemeinsamen Glauben, daß dem Liberalismus der Sieg gehört: nicht dem heute auf dem Kongreß vertretenen Liberalismus, sondern dem mit der Zeit mitschreitenden, allen neuen Aufgaben gerecht werdenden Liberalismus. Alle diese Aufgaben liegen heute auf sozialem Gebiet: da gilt es die Erlösung der Menschheit aus Sünde und Not. Erlösung ist der Sieg über die Selbstsucht. Die verschiedenen christlichen Kirchen repräsentieren ebensoviel verschiedene Entwicklungsphasen, welche dieselbe Wahrheit in den verschiedenen Jahrhunderten durchgemacht hat; verharren die Kirchen in ihrem Konservatismus, so sind sie mit dem Gang der Jahrhunderte dem Vergehen unterworfen. Die Religion selbst aber wird bleiben.

Um nun zum Schluß die soziale Stellung der amerikanisch Liberalen zu beleuchten, weise ich noch auf zwei Vorträge hin. Eine der wichtigsten Arbeiten war in die Hände des bekanntesten amerikanischen Arbeiterführers John Mitchell gelegt. Mitchell war bis vor kurzem der Präsident der „Vereinigten Minenarbeiter von Amerika", ist heute Vizepräsident der American Federation of Labor. Als Knabe begann er sein Leben in einer Kohlenmine und erwarb sich seine Bildung durch fleißigen Besuch von Abendschulen. Sein Thema lautete: „Religion und moderner Industriebetrieb". Mit bewundernswerter Ruhe, freudigem Optimismus und strengster Sachlichkeit schilderte er die Ziele der Trade Union. Zunächst bestehe scheinbar zwischen dem Arbeiterverbande und der Kirche nichts Gemeinsames; aber da nun doch tatsächlich die Ziele des Arbeiterverbandes über Lohnfragen hinaus auf die physische, intellektuelle und moralische Entwicklung des Arbeiters hinstrebten, träte doch der Verband damit in die Bundesgenossenschaft der Kirche mit ein. Wenn eine große Zahl von Arbeitern sich von der Kirche losgelöst habe, so sei das wohl bedauerlich; doch liege darin kein anderer Protest gegen die Kirche vor als der eines Ausdrucks der Unzufriedenheit darüber, daß viele Geistliche für die Ziele der Arbeiter kein Verständnis an den Tag legten. Mitchell kann nicht verstehen, wie ein Arbeiterverband, der seine Kräfte zur Hebung der Frauenlöhne und des Frauenloses, zur Einschränkung der Kinderarbeit, für Besserung der Zustände in Minen und Fabriken einsetze, der die Selbstachtung, den Anstand, den Adel des Arbeiters auf seine Fahne schreibe, nicht die volle Mitarbeit jeder Kirche finden könne. Ganz gewiß habe der Verband seine Fehler und Irrtümer begangen, aber das dürfe doch kein Grund für die Kirchen sein sich von ihm fernzuhalten. Jeder Geistliche sollte stolz darauf sein, die Prinzipien und Zwecke des Vereins zu empfehlen und zu verteidigen.

Daß eine Sitzung auch den Interessen der Friedensbewegung gewidmet war, ist für Amerika wohl selbstverständlich. Kriege sind Erdbeben, aber Erdbeben, die vermieden werden können. Schon dem Kind muß es eingeprägt werden, daß Mord und Totschlag unter allen Umständen verwerflich sind. Krieg ist Barbarei schlechthin. Jedes wahre Freiheitsideal wird vernichtet, wo es mit Krieg und Blut erkauft werden soll. Die Geschichte der letzten Jahre hat bewiesen, daß ein friedlicher Ausgleich möglich ist. Die Pflicht der religiös Liberalen ist es damit voranzugehen Propaganda für das internationale Friedensgericht zu machen. Immer wieder gilt es Petitionen im Haag einzubringen, denn die Regierungen können nicht weiter gehen, als der Wille ihrer Unterthanen es ihnen vorschreibt und gestattet. Wenn in irgend einer Frage der Wille des ganzen Volkes ausschlagend sei, so sei er es hier.

Alles in Allem hat der erste Nationale Kongreß religiös Liberaler in Philadelphia es gezeigt, daß für Amerika wenigstens der Internationale Kongreß der Liberalen eine Ergänzung nötig hatte, die ihm alsbald auch zuwuchs: den heimischen Kongreß als praktisch tätige Körperschaft. Hans Haupt

---

Ssanin

Ssanin. Roman von M. Artzibaschew. Mit einer Einleitung von André Villard. Siebente Auflage. München und Leipzig, Georg Müller 1909. 530 S. Gebunden 6,50 Mk.

Ob das Buch geschrieben werden mußte, aus innerer Notwendigkeit für den Dichter und für sein Volk, ich weiß es nicht: aber das Buch ist da. Ob eine Uebersetzung ins Deutsche alsbald folgen mußte, mit viel Reklame und viel Lärm, ich weiß es nicht: aber die Uebersetzung ist da. Daß diese Uebersetzung erst von einem deutschen Gericht beschlagnahmt und verboten, dann von einem andern freigegeben wurde, daß solch ohnmächtiges, blamables und geradezu schädliches Eingreifen der Staatsgewalt besser unterblieben wäre, das weiß ich: aber geschehen ist es.

Der Verlag hat die beiden ergangenen Gerichtsbescheide mit den Gutachten der Sachverständigen in ein Heftchen von 70 Seiten zusammengedruckt, das unentgeltlich von ihm versandt wird und wohl in den Buchhandlungen zu haben ist. Die Gutachten sind von Professor Brunner in Pforzheim (den unsre Leser aus Nr. 41 des vorigen Jahrgangs kennen), Ludwig Ganghofer, Professor Franz Muncker, Oberstudienrat Nicklas, Professor Karl Voll, Wilhelm Weigand, sämtlich in München, und von Professor Schneegans in Würzburg. Diese sieben Urteile sind für Jeden, der über moralische Probleme nachdenkt, von großem Interesse.

Aber der Herausgeber dieses Blattes mußte sich aus anderm Anlaß mit Ssanin befassen. Eine Besprechung des Romans von einem ihm unbekannten Schriftsteller ging ein. Es war unmöglich, ohne Kenntnis des Gegenstandes über ihren Wert zu urteilen. Ich lehnte in dubio das Manuskript ab. Der Verfasser des Artikels ließ mir darauf das Buch zugehen und offerierte seine Besprechung zum zweiten Male. So blieb mir nichts Andres übrig, als das Buch zu lesen.

Ich hatte die Absicht nicht gehabt. Was die Zeitungen reichlich über den Roman gesagt hatten, lockte mich nicht. Und ihn in der Christlichen Welt zu erörtern, dazu schien er mir nicht geeignet: weder bedeutend noch anziehend, weder gut noch schlecht genug. Nun ich ihn gelesen, lohnt es doch, ein paar Worte darüber zu sagen. Das vorerwähnte Manuskript kann ich leider nicht brauchen.

Ich würde über den Roman kein Wort verlieren, wenn er ein Tendenzroman wäre. In dem Sinne, daß der Dichter ihn geschrieben hätte, um durch Mund und Verhalten seines Helden eigne Weisheit zu verkünden. Da ich den Dichter nicht kenne und Zuverlässiges über seine Person und Gesinnung in all den Zeitungsartikeln nicht finde, kann ich darüber Gewisses nicht wissen. Ich darf aber auf Grund des Werkes selbst den Dichter als Dichter nehmen, der aus innerm Drange gestaltet hat, was er schaute und erlebte. Und dann bekommt alles ein lebendiges Interesse für mich. Ich lerne Menschen kennen, die mir fremd sind, in einer Welt, die mir fremd ist, mit Ansichten, die mir fremd sind — aber das alles doch nicht so fremd, daß ich mich nicht darin bewegte wie in einer nahen Nachbarschaft, die mich ganz viel angeht, die ich zu kennen und zu verstehen ernste Ursache habe, und die nun eben der Dichter mir kennen und verstehen hilft. Die „philosophischen" Gespräche und insonderheit Ssanins „Weltanschauung" wären unsagbar flach, gemein und uninteressant, wenn der Dichter uns darin sein Evangelium aufdrängen wollte; die Taten des Helden und seiner Geistesverwandten wären moralisch und ästhetisch unerträglich, wenn dergleichen uns als sittliches Vorbild hingestellt werden sollte. Aber zu dieser Unterstellung gibt das Werk nicht den geringsten Anlaß. Eher schon die Vorrede der deutschen Ausgabe, gegen die mit Recht einer der Gutachter seine schärfste Kritik wendet. Ich bin froh, daß ich den Roman eher las als die Gutachten und als die Vorrede, und kann nur Andern raten, es auch so zu machen.

Nimmt man also den Roman naiv als solchen und bewegt sich dank der schöpferischen Kunst des Dichters unter seinen Figuren als unter lebendigen Menschen, so wird man freilich erschrecken über die innere Zerrüttung und Trostlosigkeit, die nach dem Mißlingen der großen Revolution die junge russische Intelligenz ergriffen hat. Denn die alten Ideale, die sie in wundervollem altruistischem Eifer an die Arbeit der Aufklärung und Hebung des stumpfen Volkes trieben, sind verglommen; nur ohnmächtig flackern sie noch in dem und jenem Herzen, um elend zu erlöschen, wenn es gilt zusammen zu raten und zu taten. Echt slavisch-moderne Zwiespältigkeit, von unersättlicher Reflexion immer wieder zerfressene Selbstüberschätzung ist das Los der Begabtesten. Ich habe mich für die Gestalt des Jurii Swaroschitsch, der im Mittelpunkt dieses Kreises steht, am meisten interessiert von allen Gestalten des Buchs; er endet in herzlich sinnlosem und doch ausgezeichnet motiviertem und geschildertem Selbstmord. Sollte dieser Gesellschaft gegenüber Artzibaschew den Ssanin als Vertreter einer neuen emporstrebenden lichten Lebensweisheit gemeint haben, so wäre der dunkle Hintergrund zwar getroffen, aber die lichte Helle mangelte dem Helden durchaus. Daß er im Gefühl seiner Gesundheit, Genußfähigkeit und Wurstigkeit gelegentlich laut in die Welt hinein jauchzt, beweist nichts: im Grunde ist er ein kompletter Narr. Wenn er wirklich auf die russische Jugend wirken sollte wie ein Prophet, dann darf man getrost aufhören irgendetwas von ihr zu hoffen oder zu fürchten. Aber wohlverstanden: als Romanfigur, als Typus interessiert uns der Mann durchaus. Er beherrscht unser Interesse nicht, er ist technisch nicht der Held, den wir nach der Auszeichnung im Titel von ihm erwarten; aber er ist an sich eine wundervoll gelungne Figur. Der vollkommene Genußmensch, der reine Egoist. Jeder Rücksicht wie jedes Zwecks bar. Man könnte sagen: er hat seine Sache aufs Nichts gestellt, wenn er nicht dennoch gelegentlich so gut zu genießen, zu raten und zu handeln wüßte. Ein Zyniker. Nicht einmal ein Prophet der freien Liebe, so ernst nimmt er das Problem garnicht. Er nimmt das Weib, wo er es haben kann; er gönnt auch dem Weibe, was er sich selber gönnt; aber er rührt keinen Finger, um die Lasten zu heben, die in dieser Hinsicht ungleiche Verteilung dem andern Geschlecht aufgebürdet hat. Seine Schwester hätte er vor ihrem Schicksal retten können, aber im Gegenteil, er beschleunigt es noch, sieht dann gleichmütig zu; weshalb er dann doch ihren Zerstörer zum Hause hinauswirft und, nachdem er seine Forderung zurückgewiesen, um seiner Peitsche zu entgehen ihn mit der Faust zu Boden schlägt, begreift man nicht recht: was unterscheidet denn ihn als moralischen Charakter so sehr von Sarudin? außer dem bischen Standesvorurteil. Daß er ihn begünstigt, war verständlich; daß er seiner plötzlich so überdrüssig wird, ist menschlich und tut dem Leser wohl, aber in der Weltanschauung Ssanins begründet ist es doch ganz und gar nicht. Trefflich harmoniert dagegen mit ihr sein Gespräch mit Nowikow, in dem er diesem zuredet, seine Schwester doch zu heiraten; diese Szene ist klassisch. Wenn man aber gegen Schluß des Buches noch zu ahnen bekommt, daß Nowikow und Lyda kaum glücklich mit einander werden, so scheidet jedenfalls aus dem, was der Dichter will und gibt, ein reiner Effekt zu Gunsten von Ssanins Lebenskunst und Weltanschauung völlig aus: die Frauen — das ist aber doch die eine Hälfte der Menschheit — kommen auf diesem Wege nicht zu ihrer Rechnung, und die Männer auch nur höchstens in der Zeit brutaler überschäumender Jugendkraft. Wie dann zuletzt Ssanin, aus begreiflichem Ekel vor der Menschengesellschaft im Bahnwagen, sein Köfferchen (hoffentlich nicht auch sein Portemonnaie) im Stich lassend, vom Trittbrett des laufenden Zuges herabspringt und frohen Auges einsam durch die erwachende Steppe dem Morgenrot entgegenwandert — ich gestehe, als guter Deutscher: da ist er für mich der vollendete Troddel, aus dem nichts werden und der die Welt ganz gewiß nichts lehren kann.

Kirche und Kloster spielen in dem Buche nur eine ästhetische Rolle. Dagegen ist nicht selten vom Christentum die Rede, und da ist dann das Christentum Tolstois gemeint. Man spürt, wie das in den Gemütern bohrt. Von der Kreuzersonate ist Ssanin gründlich los; aber das „Nichtwiderstehen dem Uebel" ist im Grunde das Einzige, was von Weisheit dem anspruchslosen Gehirn Ssanins noch geblieben ist. Zu irgend tieferen Erörterungen kommt es nicht; aber gerade in ihrer Flachheit und Begrenztheit sind diese Gespräche und Monologe höchst förderlich für die Charakteristik der Menschen und des ganzen Milieus, so daß ich sie dem Dichter wieder nachdrücklich gut schreibe. Wer aus ihnen seine eigene Weltanschauung zu bereichern im stande ist, den kann ich nur bedauern.

Nach Alledem werden unsre Leser hoffentlich wissen, was sie von dem Buche ungefähr zu erwarten hätten, wenn sie es lesen wollen. Zu den Büchern, die man gelesen haben muß, gehört es nicht. Zu denen, die nicht wert sind gelesen zu werden, auch nicht. Das Sexuelle spielt in der Ausführung keine größere Rolle, als in hundert Büchern, die unverboten in allen Schauläden und auf allen Bücherbrettern stehn; an eine Ssaninistische Tendenz des Dichters glaube ich nicht, die würde ich sonst verurteilen. Schaden kann das Buch gewiß anrichten, wie dieselben hundert andern Bücher, wenn es in die unrechten Hände kommt. Aber was ist dagegen zu tun? Die Woge sexueller Eröffnungen, die sich heute über unser Volk ergießt, so daß man sich und seine Kinder davor nicht retten kann, selbst wenn man es gern möchte, muß erduldet werden. Ihr standzuhalten bedürfen wir viel Gesundheit, Volksgesundheit. Positive Mächte müssen da sein, die der darin liegenden Gefahr das Gegengewicht leisten und die uns fähig machen, auch dieser Bewegung positive Werte abzugewinnen. Hier liegen die Lebensfragen und -aufgaben, welche die Lektüre des Ssanin auslöst.

R

Verschiedenes

Frei und gewiß im Glauben! Beiträge zur Vertiefung in das Wesen der christlichen Religion. 35 Referate aus der Arbeit der „Religiösen Diskussionsabende". Herausgegeben von F. Koehler, Pfarrer in Berlin. Berlin, Arthur Glaue 1909. 204 S. 2 Mk., gebunden 2,80.

Seit 1898 bestehen in Berlin „Religiöse Diskussionsabende", in der Hauptsache getragen von Freunden der Christlichen Welt. Ueber ihre Entwicklung und Leistung ist in vorigem Jahre im Auftrage des Vorstandes von Pfarrer Köhler ein Bericht erschienen, 24 S. als Manuskript gedruckt, bei dem Genannten (Berlin N 4 Invalidenstraße 4) wohl noch zu haben. Gefolgt ist nun die oben verzeichnete Veröffentlichung. Sie enthält Auszüge aus 28 Vorträgen, sachlich geordnet. Es war eine glückliche Idee, in dieser Form etwas von dem festzuhalten, was bis dahin dem flüchtigen Wort und dem immer ermattenden Gedächtnis anvertraut war. Einige der Vorträge sind ja gedruckt erschienen; auch sie wurden im Extrakt aufgenommen und wirken nun in einem großen Ganzen. So findet sich im Buche auf knappe 8 Seiten zusammengezogen der Vortrag von Weizsäcker, den unsre Leser in voriger und dieser Nummer ausführlicher vor sich haben. Das ganze Buch steht mir, obwohl ich an seinem Erscheinen völlig unschuldig bin, doch zu nahe, als daß ich viel zu seinem Lobe sagen möchte: ich meine, es muß nicht nur den zahlreichen Teilnehmern an den „Diskussionsabenden" eine willkommene Erinnerung, sondern auch den gleich Interessierten draußen eine gern benutzte Anregung bieten. R

Weltpolitik, Kolonialpolitik, Missionspolitik, Nationalpolitik und Friedenspolitik.

Eine Reihe von Schriften liegen zur Besprechung vor, die sich unter diese fünf Titel sammeln lassen.

1. Die Entwicklung der neuen Machtverhältnisse in Ostasien. Von Dr. Albert Barth. Basel, Helbing und Lichtenhahn 1908. 77 S. 80 Pfg.

Barth schildert die Vorgeschichte der Beziehungen zwischen Ostasien und dem Westen, den chinesisch-japanischen Krieg mit seinen Folgen, dann die Zeit vor und nach den „Wirren", den russisch-japanischen Krieg, und am Schlusse die gegenwärtige Lage — alles ohne wesentliche Irrtümer und mit verständiger Abwägung der Verhältnisse, nur, wie mir scheint, ohne genauere Kenntnis der folgenschweren Reformbewegungen, die sich in China vollziehen.

2. Das Schicksal des Kongo. Eine Gewissensfrage an die Menschheit. Von Dr. H. Christ-Socin. Ebenda 1908. 88 S. 65 Pfg.

In seinem warmherzigen Aufruf zeigt Christ-Socin, daß die Gräuel, die unter König Leopolds Alleinherrschaft im Kongostaat verübt wurden, auch nach der Uebernahme durch den belgischen Staat fortdauern und die entsetzliche Raubwirtschaft offenbar fast gar nicht eingeschränkt, sondern einfach verschleiert wird.

3. Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Lic. Max Schmidt. Mit einer Kartenskizze. Groß-Lichterfelde, Runge 1907. VIII, 204 S. 2, gebunden 3 Mk.

4. Schmoller, Dernburg, Delbrück, Schäfer, Sering, Schillings, Brunner, Jastrow, Penck, Kahl über Reichstagsauflösung und Kolonialpolitik. Offizieller stenographischer Bericht über die Versammlung in der Berliner Hochschule für Musik am 8. Januar 1907. Herausgegeben vom Kolonialpolitischen Aktionskomitee. Berlin, Wedekind 1907. 47 S.

5. Kolonialpolitischer Führer. Herausgegeben vom Kolonialpolitischen Aktionskomitee. Ebenda 48 S.

6. Deutsch-Südwest-Afrika ein Ansiedlungsgebiet? Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. Schöneberg, Hilfeverlag. 35 S. 50 Pfg.

7. Deutschlands Pflichten in Südwestafrika. Von Pastor Lic. W. Anz. Zeitfragen des christlichen Volkslebens 254. Stuttgart, Belser 1908. 51 S. 80 Pfg.

8. Deutschlands Kolonien in Lichtbildern. 6 Lichtbilderserien mit Vortragstext namhafter Autoren. Stuttgart, Benzinger.

9. Deutschland und Afrika. Lebensskizze in zwei Aufzügen aus der Zeit der Kolonialkriege. Von Hermann Wenzel. Dresden, Ungelenk 1906. 16 S. 25 Pfg.

Der Militärpfarrer Schmidt gibt eine eindrucksvolle Schilderung seiner Erlebnisse im Kriege in Südwest-Afrika, bei der uns auf der einen Seite wieder einmal deutlich wird, wie Not beten lehrt und was für ein tief religiöser Kern auch in unsern jungen Männern steckt, auf der andern Seite aber auch die traurige Notwendigkeit einleuchtet, mit der der Hererostamm, nachdem es einmal so weit gekommen war, im Durstfelde zu Grunde gehen mußte. Nächst Frenssens Peter Moor und den Generalstabsberichten ist dies wohl das beste Buch zum Verständnis jenes schrecklichen Krieges.

Das Kolonialpolitische Aktionskomitee leitete mit Recht den Wind, der Anfangs 1907 so frisch daher blies, auch in seine Segel und während die eine Broschüre uns die Stimmung jener denkwürdigen Tage um die Jahreswende 1907 festhält, will der kolonialpolitische Führer denen, die noch immer nicht bereit sind, über die ersten Schwierigkeiten beim Verständnis der kolonialpolitischen Bewegung weghelfen, was er meines Erachtens mit gutem Erfolg fertig bringt. Vorzüglich schildert auch Rohrbach die Bedingungen, unter denen einer hoffen kann, sich dort anzusiedeln und sein Leben zur Zufriedenheit zu gestalten: freilich können das nur Leute mit 15—20 000 Mark Kapital, und leider können es nur etwa 25 000 Familien.

Anz schreibt frisch und aus der vollen Sachkenntnis seines siebenjährigen Aufenthalts heraus über die mancherlei Pflichten, die der Deutsche drüben zu erfüllen hat: daß er seine Sprache zu Ehren bringt, daß er das Land wissenschaftlich gründlich erforscht, daß wirtschaftlich noch viel zu tun ist, um Südwest als Niederlassungsland für deutsche Großbauern herzurichten, daß die feste Hand, die der Neger über sich braucht, doch mild und gerecht sei, daß eine verständige konfessionelle Verteilung der Missionsgebiete wieder eingerichtet werden müsse statt der jetzigen unsinnigen „Parität", daß dem Alkohol und der Vermischung der Weißen mit schwarzen Weibern Einhalt getan werden soll — man sieht, es ist noch viel zu tun drüben!

Der Verbreitung kolonialer Kenntnisse dienen gewiß recht praktisch die Lichtbilderserien über unsere Kolonien, deren Texte für die drei afrikanischen von Rohrbach, für die Südsee von U. Lampert sind; außerdem gibt es noch eine Auswahl mit Text von O. Dambach und eine Serie über evangelische Missionsarbeit mit Text von Pastor C. Paul. Hier liegt mir der Text selbst vor, der in seiner Anschaulichkeit ein günstiges Vorurteil für die übrigen weckt: für eine Landgemeinde wird ein solcher Abend gewiß ein lehrreiches Ereignis sein. Die Texte kosten je 1 Mk., die Leihgebühr für die Bilder — zwischen 65 und 85 — 9 bis 10 Mk.

Recht bescheiden ist die kleine Aufführung von Wenzel.

10. Die katholischen Missionen und die Politik. Schlaglichter und Enthüllungen von Professor D. W. Bornemann. Halle, Strien 1907. 24 S. 30 Pfg.

Bornemann schildert die Oberflächlichkeiten und Unduldsamkeiten, wie sie in der katholischen Mission leider so häufig sind, vielfach an der Hand von Warnecks Material, aber eindrucksvoll und überzeugend.

11. Der deutsche Friedenskongreß in Jena 1908. Stuttgart, Verlag der deutschen Friedensgesellschaft. Eßlingen, Langguth. 57 S. 50 Pfg.

12. Der Christ und der Völkerfriede. Predigt von Walther Niethack-Stahn. 11 S. 10 Pfg.

Auf dem Friedenskongreß hielt Rade einen Vortrag, und zwar über das Thema Machtstaat, Rechtsstaat, Kulturstaat, der in der Christl. Welt Nr. 21 des vorigen Jahrgangs veröffentlicht ist, auch in der Sammelschrift: Das religiöse Wunder und Anderes.*)

Der zweite Vortrag auf dem Friedenskongreß ist von Weinel über „Christentum und Patriotismus." Er stellt eine Art von Interimsethik auf: noch sind Krieg und Recht, die Zwangsmittel des Staates, unentbehrlich und darum hat der Christ ihnen Gehorsam zu leisten — aber dieser Gehorsam muß begleitet sein von dem Bemühen, auf den geschichtlich gegebenen Wegen beide allmählich aus der Welt zu schaffen. Aber auch die heroische negative Haltung des Christen gegenüber jeder Gewalttat muß als berechtigt gelten, nur bleibt diese Stellung dem Gewissen eines jeden überlassen. — Im dritten Vortrag entwickelt Umfrid sehr beachtenswerte Gedanken. Er meint, daß das Ausgreifen der Völker über ihre Grenzen und das Besetzen fremder Länder bisher rein triebartig, ohne jede Gerechtigkeit, vor sich gegangen sei, spricht dann von den verschiedenen Arten der Kolonien: Siedlungs-, Pflanzungs- und Handelskolonien, sowie von den Formen ihrer wirtschaftlichen Erschließung, um endlich zu zeigen, daß das Ziel, das die modernen Staaten mit ihren kolonialen Gründungen verfolgen, unter Umständen besser auf dem Weg einer vernünftigen Auswanderungspolitik und auf dem Wege von Ansiedlungsverträgen erreicht werden kann, als auf dem der Gründung von Kolonien, denen immer die Neigung innewohnt, sich über kurz oder lang einmal unabhängig zu machen. Hier berührt er sich mit Rohrbachs Anschauungen.

Niethack-Stahns Predigt würdigt sehr verständig die Gründe für und wider den Krieg und kommt zu dem Schlusse, daß wir in letzter Linie alle mit verantwortlich sind für das, was in unserem Volke geschieht: glauben wir an den Gott, der seine Menschenkinder zum Frieden und nicht zum Hasse berufen hat, so müssen wir auch glauben, daß der Krieg von der Erde verschwinden soll, so müssen wir auch dazu mithelfen. Christlieb

Uebersichtskarte der Evangelischen Kirche A. und H. B. in Oesterreich. Herausgegeben vom k. k. evangelischen Oberkirchenrate A. und H. B. [d. i. Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses] 1908. Auf Leinwand gespannt zum Zusammenlegen oder mit Stäben. Kommissions-Verlag der K. und K. Hof-Kartographischen Anstalt G. Freytag und Berndt, Wien und Leipzig. 10 Kronen = 8,50 Mk.

Eine prächtige Karte, unentbehrlich für alle, die an dem Protestantismus in Oesterreich ein gründlicheres Interesse nehmen. Schade nur, daß der Umfang des Blattes es völlig unhandlich macht. Es ist eigentlich nur als Wandkarte brauchbar, als solche freilich ein Schmuck für jede kahle Wand. Aber weshalb veranstaltete man nicht eine Ausgabe nach dem Karreau-System? nach dem unvergleichlichen Muster der Stadtpläne für unsre Großstädte wie des Atlas and Guide to London von G. W. Bacon und Co.? Dergleichen Kartenwerk muß man mit auf die Reise nehmen und schnell einsehen können, ohne es zu zerreißen. Vielleicht ist eine solche Ausgabe noch ohne große Kosten außer der vorliegenden herzustellen möglich. R

*) In der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte" bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschien als Nr. 56: Das religiöse Wunder und Anderes. Drei Vorträge von Martin Rade. Inhalt: 1. Das religiöse Wunder; 2. Heidenmission die Antwort des Glaubens auf die Religionsgeschichte; 3. Machtstaat, Rechtsstaat, Kulturstaat. 87 S. 1,50 Mk. Aus naheliegenden Gründen ist auf eine Besprechung in diesen Spalten verzichtet. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag 17. Juni 8 Uhr im Hotel de Pologne: Katholizismus und Protestantismus. Privatdozent Lic. Mulert-Halle.

Giessener Theologische Konferenz

Donnerstag, den 10. Juni $10^1/_2$ Uhr in Steins Garten. Themen: **Lic. Günther**-Marburg: Neuere Untersuchungen zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. Pfarrer **Veit**-Frankfurt a. M.: Was muß der Gemeindepfarrer heute sein: Priester, Seelsorger oder Missionar?

Gesucht ein **Hauslehrer** (ev. **Theologe** oder **Philologe**) für einen $8^1/_2$ jährigen Knaben. Angebote mit Gehaltsansprüchen an **W. R. Freystadt** Ndr. Schlesien erbeten.

Gesucht so bald als möglich zur Hülfe der Hausfrau ein **gebildetes junges Mädchen,** etwa 25 Jahre alt, das es versteht, mit Liebe und Interesse für ein 11 jähriges Mädchen zu sorgen. Anfragen unter **S M** erbeten an den Verlag.

Volkschullehrer aus der französischen Schweiz sucht **Pension** für 3 Monate (Juni-Sept.) bei Lehrer oder Pfarrer. Gefällige Anfragen an **H. Duc,** Lehrer, **Thierrens,** Waadt, Schweiz.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Soeben erschien:

Dav. Fr. Strauß, als Denker und Dichter von Professor Hermann Hieber.

I. Strauß und die Theologie, II. Der Biograph, III. Der Lyriker, IV. Kulturkampf und Ende.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt gegen Einsendung des Betrags vom Verlag der **J. Aignerschen Hofbuchh. Ludwigsburg.** Preis: kart. mit Bild und Faksim. M. 1.50 oder franco per Post M. 1.60.

Das Tierleben des deutschen Waldes So heißt der Titel eines neuen, reich illustrierten Buches von Professor Dr. K. Eckstein (136 Seiten, 4 Tafeln, 40 Textbilder). Es lehrt das Beobachten im Walde, Lebensgewohnheiten, Lautäußerungen der Tiere usw. Für jeden Naturfreund. Bequemes Taschenformat. Gegen Einsendung von nur **M. 1.50** erfolgt Frankozusendung eines geb. Expl. vom Verlag **Strecker und Schröder in Stuttgart** K 20. Umsonst und portofrei sendet die Firma auf Verlangen ihren illustrierten Prospekt über „Naturwissenschaftliche Wegweiser".

Au pair

Familie eines höheren Staatsbeamten in **Karlsruhe** wünscht eine **gebildete Dame** bei sich aufzunehmen zu gegenseitiger Erleichterung und Bereicherung des Lebens. Angebote bitte an den Verlag der Christlichen Welt.

An der **Trinitatiskirche zu Charlottenburg** wird zum 1. Juli eine **Pfarrstelle** frei. Einkommen nach dem Regulativ der Berliner Stadtsynode. Bewerbungen bis 5. Juni an **Pfarrer Dr. Luther,** Mommsenstr. 46.

Der Gemeindekirchenrat

Ausschreibung

Da unsre neue Lutherkirche in diesem Herbste vollendet werden wird und da unser Pastor Klatte sich in den Ruhestand zu begeben gedenkt, sind in unsrer Gemeinde **zwei Pfarrstellen** durch Gemeindewahl zu besetzen. Das Gehalt regelt sich nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen, wobei aber vorgesehen ist, es auf allen Dienstaltersstufen entsprechend zu erhöhen, sodaß es neben freier Dienstwohnung in 24 Dienstjahren bis zum Höchstbetrag von 7200 Mk. steigt. Geistliche, die geneigt sind sich zu bewerben, wollen ihre Meldung unter Beifügung eines Lebenslaufes und ihrer Zeugnisse bis zum 10. Juli an den unterzeichneten Vorsitzenden des Kirchenvorstandes einsenden und werden alsdann wegen ihrer Gastpredigt Mitteilung erhalten.

Osnabrück, 17. Mai 1909

Der Vorstand der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu St. Katharinen

B. Weidner, Superintendent

Rittelmeyer, **Der Pfarrer.** Neu erschienen. $2^1/_2$ M. geb. **Nietzsche** u. d. Religion. 1 M. 80 Pfg. **Tolstois** religiöse Weltanschauung. 2 M. u. **Geyer,** Gott u. Seele. $7^1/_2$ M. geb.

Heinrich Kerler, Verlags-Conto, **Ulm**

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleine Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis.** Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Buddha, Mohammed, Christus. Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen von Konsist.-Rat **Robert Falke.** I. Teil. 3 verb. **Aufl.** 3,40 M., geb. 4 M. — II. Teil. **2. Aufl.** 3 M., geb. 3,60 M.; beide Bände zus. geb. 7 M. Dieses Werk gilt als der kürzeste, verständlichste und zugleich wissenschaftlich unanfechtbare Wegweiser, um Buddha und Mohammed in ihrem Verhältnis zu Christus kennen zu lernen. **Reichsbote.**

Der Kampf der drei Weltreligionen (Buddhismus, Islam, Christentum). Katechismus für wahrheitsuchende Leute. Von Konsist.-Rat **Robert Falke.** 1 M., geb. 1,50 M.

Buddha, sein Leben, seine Lehre und sein Einfluß bis auf unsre Zeit. Von Lic. theol. Dr. phil. **Th. Simon.** 70 Pfg.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Im Evangelischen Fröbelseminar Cassel

Wirtschaftliche und Soziale Frauenschule,

verbunden mit **Erziehungsheim** und **Kindergärtnerinnen-Seminar** (staatl. konzessioniert). **Fortbildungskurse** für geprüfte Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zur Arbeit in Frauenschulen. 18. Juli—3. August Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen.

Das Kuratorium

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 337 546 768 M. Vermögensbestand 119 690 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Jung's alkoholfreie Weine

Auf allen beschickten Ausstellungen mit höchsten Auszeichnungen prämiiert

D. R. P. und Auslandspatente

Keine unvergorenen süssen Traubensäfte, sondern vergorene Traubenweine, denen der Alkohol entzogen und das natürliche Weinaroma erhalten ist. Sie bieten daher vollen Weingenuss ohne die schädliche Nebenwirkung des Alkohols.

Ein Lieblingsgetränk für jeden Weinkenner wegen des hervorragenden Wohlgeschmacks.

Als Kurmittel von Aerzten mit Vorliebe verordnet für Kranke und Rekonvaleszenten wegen der grossen Bekömmlichkeit.

Ein ideales Genussmittel für jede Familie spez. auch für Kinder.

Alleiniger Hersteller:

Carl Jung, Lorch i. Rhg., Weingutsbesitzer

Aelteste und grösste Kellerei vergorener alkoholfreier Weine

Zweigniederlassungen:

St. Margrethen (Schweiz) — Bregenz (Oesterreich)

Man verlange Preislisten und Anerkennungsschreiben C. W.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Prospekt des Sanatoriums Erlenbach am Züricher See